

Swetlana DEMKINA

FESTE

Den Tag Russlands eigenartig gefeiert



Die Familie Pissarenko aus Redkaja Dubrawa, DNR, schmückte zur Feier ihr Zaun mit Porträts der Helden Russlands unserer Zeit.

Am 12. Juni wurden in allen russischen Regionen verschiedenartige festliche Veranstaltungen anlässlich des Tages Russlands durchgeführt. Üblicherweise feierte man dieses Fest umfassend mit zahlreichen Massenaktivitäten. In diesem Jahr fanden die festlichen Veranstaltungen entweder Online oder mit dem Aufenthalt von wenigen Menschen statt, um die Verbreitung der neuen Coronavirus-Infektion nicht zu zulassen. Verschiedenartige allrussische Aktionen zum wichtigen Fest wurden in diesem Jahr organisiert, welchen sich viele Rayons der Altairegion anschlossen. Auch die Dörfer des Deutschen nationalen Rayons beteiligten sich aktiv daran.

Eine der Aktionen, und zwar „Fenster Russlands“, setzte die gute Tradition fort, zu verschiedenen Festen die Fenster zu schmücken. Dieser hielt man sich auch in den Dörfern des DNR nicht abseits. In vielen Fenstern stellten die Menschen verschiedene Bilder, Zeichnungen, Symbole und Aufschriften aus, die Russland oder der kleinen Heimat gewidmet waren. In Protassowo gratulierten daneben die hiesigen Artisten alle Dorfbewohner im Online-Format mit Liedern und Gedichten über Russland. Das Fest war hier nicht nur musikalisch, sondern auch lecker. In der Protassowoer Mittelschule backte man eine Kremetorte und schmückte sie mit der Aufschrift „#Danke, Heimat!“.

Die Grischkowkaer feierten das Fest mit einem Radrennen. Große und kleine Dorfbewohner fuhren im Festzug durch das Dorf auf mit russischen Fahnen und Luftballons geschmückten Fahrrädern. Zu einem echten Geschenk wurde hier auch ein Konzert auf dem Balkon des Kulturhauses, die die hiesigen Gesanggruppen und Solisten organisierten. Die Dorfbewohner, die schon lange die lebhaften Auftritte der beliebten Artisten vermissen, bedankten sich herzlich bei den Künstlern für dieses Geschenk. Die Gedichte und Lieder über Russland, die die Solosänger und die hiesige Gesangsgruppe „Wdochnowenije“ vorführten, waren ein Zeugnis dafür, dass trotz allen Schwierigkeiten, die die COVID-19-Infektion mit sich brachte, die Menschen in Russland eine Lösung finden, um ihre Heimat wie ihre Nachbarn zu

einem der Hauptfesten zu gratulieren. Auch die Schumanowkaer Gesanggruppen „Rossinka“ und „Sibirjanotschka“ schenken allen Menschen Lieder über Russland in den sozialen Netzwerken. Außerdem schlossen sie sich der Aktion „Hymne Russlands“ an. Im Rahmen der Aktion sollten die Teilnehmer die Hymne Russlands singen und in die Sozialnetzwerke auslegen.

Die Dorfbewohner von Redkaja Dubrawa beteiligten sich auch an verschiedenen Aktionen. Einige schmückten ihre Fenster mit Symbolen Russlands und Porträts der Helden Russlands, der Einheimischen der Altairegion, mit ihren kurzen Biographien. Die Familie Pissarenko, Mutter Galina und ihre drei Töchter, schlossen sich gleichzeitig mehreren allrussischen Aktionen an. In den Fenstern und an den Türen stellten sie Bilder, Aufschriften und Symbole Russlands dar. Am Tor malten sie eine große Fahne Russlands aus und am Zaun brachten sie Fotos von zwölf Helden Russlands mit kurzen Informationen an. „Unter diesen Helden gab es auch das Foto unseres Landsmannes Jakob Walter, Kämpfer, der in Afghanistan kriegte und fiel“, berichtet Galina Pissarenko. „Obwohl er keinen offiziellen Ehrentitel des Helden Russlands hatte, bekam er nach seinem Tod den Orden des roten Sternes und gilt für uns als ein echter Held. Sein Name wurde ins 'Erinnerungsbuch der Altairegion' eingetragen, und vor dem Eingang der Schule unseres Dorfes hängt eine ihm gewidmete Gedenktafel.“ Die ganze Komposition von



Jekaterina Pissarenko am festlichen „Fenster Russlands“.

Pissarenko war so inhaltsreich gelungen, dass viele Dorfbewohner vor dieser einzigartigen Galerie Halt machten, um die Informationen über die Menschen kennen zu lernen, die Heldentaten in der gegenwärtigen Geschichte Russlands vollbrachten.

In Kamyschi fand am 12. Juni die Aktion „Vorwärts, Russland!“ statt, an der die Jugendlichen aus Kamyschi und Podosnowo wie auch die Dorfbewohner von Kamyschi teilnahmen. So zog die feierliche Kolonne aus mit Fahnen geschmückten Motorfahrrädern und Autos durch das Dorf. Im Zentrum dieses Festzuges trugen mehrere jungen Patrioten eine große russische Trikolore. Wie die Dorfbewohner betonten, dass in der Zeit, wenn die Unterhaltungsveranstaltungen noch nicht erlaubt sind,

diese prächtige Prozession eine besondere festliche Atmosphäre schuf und zur Festigung der Einigkeit der Menschen beitrug.

Zur Kenntnis: Der Tag Russlands wird jährlich am 12. Juni begangen und zuerst als Tag der Ratifizierung der Deklaration über die Souveränität Russlands oder inoffiziell als Unabhängigkeitstag genannt. Am 12. Juni 1990 verabschiedete der erste Kongress der Volksdeputierten der RSFSR die Deklaration der staatlichen Souveränität der RSFSR. Genau ein Jahr später fanden die ersten freien Präsidentschaftswahlen in Russland statt. Seit 1992 ist der 12. Juni in Russland offizieller Feiertag. 2002 erhielt der Tag seine heutige Bezeichnung.

Fotos: Privatarchiv

EREIGNISSE

Aussaat vollendet

Die Agrarier der Altairegion haben ungeachtet der schwierigen Bedingungen der COVID-19-Pandemie alle Aussaatarbeiten vollendet, berichtet der Pressedienst der regionalen Regierung. Die Feldarbeiten wurden auf keinen Fall unterbrochen, dabei spielte die Entscheidung der föderalen sowie regionalen Regierungen darüber, dass der agrarwirtschaftliche Komplex einer der wichtigsten Bereiche für den Lebensunterhalt des Landes ist, eine entscheidende Rolle. Außerdem wurden auch die Auszahlungen von Subventionen nicht gestoppt. In der Altairegion bekamen die Agrarier alle Mittel dank dem elektronischen System „RESPAK“. Mehr als tausend Wirtschaften der Region erhielten diese Unterstützung. Im laufenden Jahr wurden vom Haushalt etwa 3,9 Milliarden Rubel für die Förderung der Landwirtschaft und der ländlichen Territorien vorgesehen. Davon haben die Landwirte schon 1,9 Milliarden Rubel erhalten. Nach Angaben des regionalen Landwirtschaftsministeriums wurden in diesem Frühling die Feldarbeiten auf etwa 4,5 Millionen Hektar durchgeführt. Mit Landkulturen hat man mehr als 5,1 Millionen Hektar eingenommen. Auf einer Fläche von 3,3 Millionen Hektar werden Getreide- und Bohnenkulturen gepflanzt. Ölkulturen bewirtschaftet man auf etwa 1,1 Millionen Hektar. Zurzeit führen die Landwirte die Pflege der Sämlinge durch und bringen gleichzeitig die Futterernte ein.

Für die zugängliche Umgebung

Etwa 600 Tausend Rubel bekam das Komplexzentrum für Bedienung der Bevölkerung der Stadt Slawgorod für die Beschaffung von neuer Ausrüstung zur Rehabilitation der behinderten Kinder bereitgestellt. Diese Mittel erhielt die Einrichtung im Rahmen des Staatsprogramms „Zugängliche Umgebung in der Altairegion“ im Unterprogramm „Bildung eines Systems zur umfassenden Rehabilitation und Habilitation von Menschen mit Behinderungen, einschließlich Kindern mit Behinderungen“, berichtet der Pressedienst der Regionalregierung. Ein interaktiver Sandkasten, Programms- und Methodenkomplexe mit Video-Biokontrolle „Solo“, „Duett“, „Snajka“, „Malysch“ - genau das brauchen behinderte Kinder, sind sich die Mitarbeiter des Zentrums überzeugt. Der interaktive Sandkasten ist eine moderne Anlage, in der die wichtigste Rolle der Sand oder ein künstlicher Füllstoff spielen. Die gesamte Hardware-Konstruktion basiert auf einer erweiterten Realitätstechnologie, wobei sich der gewöhnliche Sand in ein magisches Universum verwandelt. Außerdem machen zurzeit fünf Spezialisten des Slawgoroder Komplexzentrums für soziale Bedienung der Bevölkerung im Rahmen des oben genannten Programms ihre Weiterbildung, die ihnen die Durchführung der Rehabilitation der Behinderten auf einem qualitativen und professionellen Niveau ermöglicht.

Maria ALEXENKO

Swetlana DEMKINA (Text), Walerija USTINOWA (Foto)

Die russlanddeutsche Küche schmeckt gut

In wenigen gastronomischen Shows Russlands begrüßen die Hauptfiguren einander deutsch „Grüß Dich!“ oder „Hallo!“. Und nur wenige dieser Shows sind der russlanddeutschen Küche gewidmet. Es gibt aber eine, in der Rezepte der deutschen Gerichte vorgestellt werden. Dieses leckere ethnokulturelle Programm heißt „Es schmeckt gut“. Hier bereiten die Gäste des Studios, die sich aktiv an der Bewegung der Russlanddeutschen beteiligen, mit dem Chefkoch Alexej Schäfer verschiedene Gerichte der russlanddeutschen Küche.

Der Zyklus der ethnokulturellen kulinarischen Programme wurde vom Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche im Altai“ ins Leben gerufen und vom Internationalen Verband der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen unterstützt.

In ein gastronomisches Studio, das mit allen für das Kochen nötigen Ausrüstungen ausgestattet ist, kommen Gäste, interessante Persönlichkeiten aus der Zahl der Russlanddeutschen, um Rezepte ihrer nationalen Küche mitzuteilen und mit dem Moderator dieser Shows, dem Chefkoch Alexej Schäfer, verschiedene Gerichte zu zubereiten.

Als Erster war Alexander Dering, der bekannte Architekt aus Barnaul, zu Gast. Er öffnete das Geheimnis, wie man die deutschen Brezeln bäckt. Während des Kochens erzählte der Gast auch über die Geschichte dieses Gerichtes und über



Tatjana Schulz und Alexej Schäfer: „Die Lebkuchen sind lecker!“

die Besonderheiten, wie man den Teig richtig kneten soll, damit die Brezeln lecker schmecken.

Die Idee dieser Programme besteht darin, nicht nur die Rezepte vorzustellen, sondern auch dabei viele andere Themen zu berühren. So berichten die Hauptfiguren über die Herkunft der Speisen, erzählen über Familientraditionen, sprechen über die Kultur und Sprache der Russlanddeutschen und anderes mehr.

Zum zweiten Programm wurde Tatjana Schulz, die barnauler Kinderärztin höchsten Grades eingeladen. Tatjana Schulz ist Aktivistin der Bewegung der Russlanddeutschen in der Altairegion, sie ist stellvertretende Vorsitzende des Rates der

Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai. Mit Tatjana Schulz buck Alexej Schäfer deutsche Lebkuchen.

Lebkuchen assoziiert Tatjana Schulz mit ihrer Kindheit. „Vor allem sind Lebkuchen mit meiner Oma väterlicherseits verbunden, die oft etwas Leckeres buck. Lebkuchen ist ein beliebtestes Weihnachtsgebäck“, erzählte Tatjana Schulz. Tatjana berichtete auch über die Herkunft des Gerichtes. Der Lebkuchen, den die Leute heute kennen, stammt aus dem 12. Jahrhundert. Erfunden wurde er in Belgien, von wo aus er schnell seinen Weg in fränkische Klöster und nach Aachen fand. Wegen

seinem Sättigungswert und der langen Haltbarkeit wurde der Lebkuchen damals insbesondere im Winter als Gebäck für hungernde Menschen zubereitet. Später wurde er in Klöstern dann als Nachtmisch gebacken. Stück für Stück verbreitete sich der Lebkuchen im ganzen Land. Mit der Zeit wurde das Rezept verändert und mit einigen Zutaten wie beispielsweise Butter und Honig ergänzt. Die Lebkuchen soll man aus Roggenmehl zubereiten. Das Geheimnis dieses Gebäcks liegt, Tatjanas Worten nach, in erster Linie in den Gewürzen und Aromen. Wichtige Zutaten, die die Lebkuchen von Tatjana Schulz beinhalten, sind Ingwer, Kardamon, Muskat und Zimt.

„Viele Gerichte der Russlanddeutschen unterscheiden sich von den traditionellen deutschen Rezepten“, so Tatjana Schulz. „Das ist damit verbunden, dass die ersten Deutschen, die aus verschiedenen Orten Deutschlands nach Russland kamen, ihre kulturelle Besonderheiten und ihre Rezepte mitbrachten. Und in Russland, wo sie sich kompakt niederließen, vermischten sich diese Besonderheiten auch in der Küche. So erschienen viele eigenartige Rezepte.“

Neben dem Essen sprachen Tatjana und der Chefkoch über die Familientraditionen der Russlanddeutschen. So darüber der Gast: „Ich wuchs in einer gemischten Familie auf, in welcher der Vater ein Deutscher war. So wurde ich und mein Bruder in zwei Kulturen, der russischen und der deutschen, erzogen.“ Derzeit bemüht sich Tatjana, ihre deutsche Abstammung nicht zu vergessen und den deut-

schon Traditionen zu folgen. In ihrer Familie kocht man deutsche Speisen wie beispielsweise Nudelsuppe, Sauerkraut oder Schweinefleisch mit Kartoffeln. Daneben beschäftigt sich Tatjana intensiv mit der deutschen Sprache und interessiert sich für die russlanddeutsche Literatur. „Wenn ich etwas koche, deklamiere ich oft deutsche Gedichte, die ich auswendig lerne. Außer der deutschen Klassiker Goethe und Schiller, mag ich auch die Poesie der russlanddeutschen Dichter wie Friedrich Bolger und Nelly Däs“, sagte sie.

Wie Tatjana Schulz meint, soll es für die Russlanddeutschen wichtig sein, Deutsch zu beherrschen. „Die Sprache vereint jedes Volk, für die Russlanddeutschen, obwohl sie ursprünglich verschiedene Dialekte sprachen, soll Deutsch zu einer gemeinsamen Sprache der Volksgruppe werden.“

Im Gespräch und Kochen verlief die Zeit sehr schnell. Als die Lebkuchen fertig waren und gekostet wurden, blieb es Alexej Schäfer nur zu sagen: „Es schmeckt lecker!“

Zu den nächsten Programmen plant man, Ewgenij Martens, Leader der Jugendorganisation „UNITE“, und Lydia Janzen, Leiterin des deutschen Zentrums in Ananjewka, einzuladen.

Alle Programme wie auch die Rezepte sind in den sozialen Netzwerken zu sehen. So können alle Interessenten die vorgestellten Speisen selbst zubereiten und sich überzeugen, wie lecker die Gerichte der Russlanddeutschen sind, die eine beliebige nationale Küche schmackhaft zur Abwechslung bringen können.

Maria ALEXENKO

MENSCH UND SEINE SACHE

Bibliothekarin und Lehrerin in einer Person

Als Ende der 1990er Jahre die Aussiedlungswelle auch das kleine Dorf Kamyschi im Deutschen nationalen Rayon erreichte, zog die große Verwandtschaft von Anna Bauer in die weite Ferne. Anna mit ihrer gerade in dieser Zeit gegründeten jungen Familie blieb im Heimatdorf. Seitdem ist schon viel Wasser vom Berge geflossen. Heute glaubt die erfahrene Deutschlehrerin und zweifache Mutter, dass sie damals die richtige Entscheidung getroffen hat.

Anna Bauer (geborene Jakobi) kam in einer kinderreichen russlanddeutschen Familie als Nesthäkchen am 22. Juli 1971 im Dorf Kamyschi zur Welt. In der Familie von Philipp und Eva Jakobi wuchsen zu dieser Zeit schon zwei Söhne und fünf Töchter auf. Nach der Absolvierung der Achtklassenschule 1986 ging Anna an die Slawgoroder Pädagogische, wo sie an der Fremdsprachenabteilung den Beruf einer Deutschlehrerin und Lehrerin der Anfangsstufe erwarb. Die Wahl ihres weiteren Arbeitsplatzes stand vor der angehenden Lehrerin damals nicht: Zweifelsohne kehrte sie in ihr liebes Heimatdorf zurück.

Da es damals in der Dorfschule keinen Platz für die junge Lehrerin gab, begann Anna Philippowna ihren Berufsweg im örtlichen Kindergarten „Delfintschik“ (zu Deutsch: Delphin). Sie musste hier als Helferin der Erzieherin anfangen. Nach einiger Zeit wurde die junge Frau als Erzieherin in der Kindertagesstätte eingestellt, nebenbei unterrichtete sie auch die deutsche Sprache in der Mittelstufe. Aber die immer annehmende Ausreisewelle der einheimischen Einwohner führte entsprechend auch zur Verringerung der Schülerzahl. 2008 wurde Anna Bauer wegen der Stellenplankürzung aus der Schule entlassen.

Ihr zu dieser Zeit schon ziemlich langer Berufsweg machte damals eine Wendung und führte sie in den Kulturbereich. Jetzt leitet Anna Bauer schon zehn Jahre lang die Dorfbibliothek. Vieles hat sich in dieser Zeit geändert. Wenn früher der Arbeitstag von Anna Philippowna acht Stunden dauerte, muss sie heute nur noch eine Stunde 45 Minuten gemäß den 0,25 Prozent des Lohnsatzes der Bibliothekarin arbeiten, wie übrigens alle Bibliothekarinnen des Deutschen nationalen Rayons.

In etwa zwei Stunden kann man kaum ganze Arbeit leisten, so die Meinung der Bibliotheksleiterin Anna Bauer. Ihre Pflicht besteht doch nicht nur in der Bedienung der Besucher der Dorfbibliothek. Außer dieser Hauptaufgabe muss die Bibliothekarin allerlei thematische Ausstellungen vorbereiten und Berichte machen, die sie meistens zu Hause vollendet, weil es in der Einrichtung keinen Computer gibt. Nach Worten der Bibliotheksleiterin ist der Leserkreis im Dorf ziemlich groß. Es gibt Leser, die nur einige Male die Bibliothek besucht haben, aber es gibt auch viele ständige Leser, die schon den ganzen Bücherbestand „durchwühlt“ haben. Einer von ihnen ist Oleg Dolgow, der erst vor kurzem in das Dorf Kamyschi kam. Der ande-



Die Arbeit in der Bibliothek bringt Anna Bauer viel Freude.

re Bücherliebhaber, Viktor Sapljujew, bevorzugt historische Literatur. Aber als die fleißigsten Leser wurden von Anna Philippowna die Dörfler Galina Rodionowa, Elena Kosinskaja und Iwan Jakobi anerkannt.

„Leider mangelt es in unserem Lesesaal stets an neuen Ausgaben der modernen Literatur sowie an Periodika. Wir bekommen nur einige Zeitungen, darunter die ‚Zeitung für dich‘ und ‚Priroda kulundy‘, sogar die Rayonszeitung erhalten wir nicht“, bedauert die Leiterin der Bibliothek.

Neben ihrer Haupttätigkeit führt Anna Bauer noch Treffen der Liebhaber der deutschen Kultur im hiesigen Kulturzentrum „Gemeinschaft“ durch. Zusammen mit der Leiterin des Zentrums, Galina Pelz, organisiert sie allerlei Veranstaltungen zu allen kirchlichen Festen der Russ-

landdeutschen sowie zu allen staatlichen Feiertagen, die begeistert von den Dorfeinwohnern besucht werden. Anna Philippowna bevorzugt in ihrer pädagogischen Tätigkeit die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen.

„Ich lehre sie und dabei lerne ich Vieles von ihnen. Es ist sehr interessant und bereichert meinen Gesichtskreis. Es ist sehr wichtig, die Kultur, Geschichte und Bräuche der Russlanddeutschen aufzubewahren und an die junge Generation weiterzugeben“, ist Anna Bauer überzeugt. Viel Aufmerksamkeit schenkt die Deutschlehrerin dem Erhalt des deutschen Dialekts, das die ersten Ansiedler des lutherischen Dorfes Kamyschi sprachen.

In ihrer Familie sprechen alle denselben Dialekt. Der Ehemann Viktor Bauer stammt auch aus einer deutschen Familie. Er wuchs im Dorf Ka-

myschi auf, deswegen ist der deutsche Dialekt auch seine Muttersprache. Die Eltern Anna und Viktor Bauer haben die Liebe zur deutschen Sprache auch ihren zwei Söhnen vermittelt: Beide reden fließend in ihrer Muttersprache mit ihrer 92-jährigen Großmutter Katharina-Elisabeth Bauer.

Weihnachten und Ostern sind in der Familie Bauer die Lieblingsfeste, an denen immer etwas Leckeres aus der russlanddeutschen Küche zubereitet wird. „Ich kann meine Lieblingsbeschäftigung, das so genannte Hobby, kaum bestimmen. Ich liebe es sehr, mich mit meinen Nächsten zu unterhalten und gemeinsam die Freizeit mit Nutzen und Vergnügen zu verbringen. Gemeinsam bemühen wir uns heute, Informationen über die Familien Bauer und Jakobi zu sammeln und den Stammbaum unserer Familie aufzubauen. Beiläufig gesagt stammt mein Mann auch aus einer kinderreichen Familie: Er hat 13 Geschwister“, teilt Anna Bauer mit.

Anna Bauer wird von ihren Kollegen sowie von den Dorfeinwohnern als eine erfahrene Deutschlehrerin sowie als eine schöpferische und energiegeliche Fachfrau hoch geschätzt. Doch in ihrer Ausbildung hat sie noch keinen Punkt gestellt. Um ihre Berufsqualifikation zu steigern, macht sie zurzeit eine Fernausbildung an der Altaier regionalen Akademie für Kultur. Diese neuen Kenntnisse wird sie unbedingt und aktiv in ihrer alltäglichen Berufstätigkeit verwenden.

Foto: Privatarchiv

Nationale Kultur im Vordergrund

Sehr geehrte LeserInnen! Die Redaktion der „Zeitung für Dich“ stellt mit Freude die nächste Sonderausgabe vor. In der sechsten Nummer stehen die Kultur und die Traditionen der Russlanddeutschen im Mittelpunkt. Hier finden Sie Berichte, die schildern, wie das kulturelle Erbe wie Sitten und Bräuche der Russlanddeutschen durch verschiedenartige Projekte, Veranstaltungen und Aktionen von den Organisationen der Russlanddeutschen gepflegt werden.

Wie in den ersten drei Sonderausgaben wird auch in dieser die Tradition fortgesetzt, die russlanddeutsche Literatur vorzustellen und über das Leben und Schaffen einiger der bekannten Schriftsteller zu berichten. Auch die Information über Pfingsten wie auch Materialien für Kinder finden traditionell ihren Platz auf den Seiten dieser Sonderausgabe. Viel Spaß beim Lesen!

ZfD-Redaktion

Neue Struktur und ihre Aufgaben

Jewgenij MILCHIN, Direktor des Zentrums für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche im Altai“: Unsere neue Organisation wurde Ende 2019 gegründet. Dieses Ereignis wurde eigentlich im Rahmen der Konzeption des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur ermöglicht, laut der in den großen Städten, wo viele Russlanddeutsche wohnen, Kultur- und Geschäftszentren gegründet werden. Diese Richtung bekam Unterstützung vonseiten des Innenministeriums Deutschlands und der Regierung Russlands.

Die Hauptaufgabe dieser Zentren besteht darin, die Sprache und Kultur der Russlanddeutschen zu fördern und zu popularisieren. In letzter Zeit realisierte die Projekte in dieser Richtung die Regionale nationale Kulturautonomie der Deutschen des Altai. Ab Anfang 2020 übernahm das neu gebildete Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit die Projektverantwortung in vier Hauptrichtungen. Das sind ethnokulturelle Tätigkeit, das Erlernen und die Förderung der deutschen Sprache, die Arbeit mit den Jugendorganisationen und die soziale Hilfe den Russlanddeutschen, die in der Altairegion leben. So beschäftigen wir uns mit verschiedenen Altersgruppen der Menschen. Und das ist sehr wichtig, Menschen verschiedenen Alters zur Tätigkeit der russlanddeutschen Organisationen heranzuziehen. In diesem Sinn finde ich die Projekte in Form von Familientreffen sehr erfolgreich, in welchen verschiedene Generationen der russlanddeutschen Familien (von Großeltern bis Kleinkindern) mitbeteiligt sind, und in welchen die Verbindung zwischen den Generationen verstärkt wird.

Was noch für unser Zentrum sehr wichtig ist, betrifft die Zusammenarbeit mit Deutschland im Bereich der Kultur und Bildung, und zwar die Kooperation im Businessbereich, was sich auch in der Bezeichnung des Zentrums widerspiegelt. In dieser Richtung wurde schon ein Arbeitsplan erarbeitet. Aber das ist schon das Thema für das nächste Gespräch.

Sonderausgabe Nr. 6

Das Projekt wird unter Mithilfe des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA

SPRACHARBEIT

Mit Deutsch kann man viel machen



Michail Mjalenko (Romanowo): Mit Deutsch kann man Zeitungen lesen.



Jelisaweta Iwanowa (Romanowo) liest gern deutsche Märchen.



Die Deutschlehrerin Olga Tischtschenko aus Michajlowskoje.



Marina Gubert unterrichtet Deutsch in der Schule in Nowoaltajsk.

Wissen Sie, in wie vielen Beschäftigungen man Deutsch verwenden kann? Diese Frage wurde im Rahmen der Fotoaktion gestellt, die im Mai startete und Anfang Juni abgeschlossen wurde. Die Teilnehmer der Aktion gaben ihre Fotoantworten auf diese Frage. Mit verschiedenartigen originellen Fotos stellten große und kleine Deutschliebhaber dar, wie sie Deutsch lernen oder den Traditionen der Russlanddeutschen folgen. Diese interessanten Fotos zeigten, wie die deutsche Sprache und die kulturellen Traditionen der Russlanddeutschen helfen können, die Zeit in der Selbstisolation interessant zu verbringen.

Die regionale Aktion „Was kann man mit Deutsch machen?“ wurde von Natalja Gerlach, Jelena Lobatsch und der Verfasserin dieses Berichtes, die als Multiplikatorinnen der Spracharbeit des Instituts für ethnokulturelle Bildung - BiZ in der Altairegion tätig sind, initiiert. Sie war darauf abgezielt, Aktivisten der Bewegung der Russlanddeutschen, Mitglieder und Leiter der Klubs der Deutschen Kulturzentren wie alle interessanten Menschen zu motivieren, in der Selbstisolation mehr Aufmerksamkeit der deutschen Sprache oder Kultur der Russlanddeutschen zu schenken.

Um an der Aktion teilzunehmen, sollte man Fotos machen, auf welchen die Teilnehmer sich mit etwas beschäftigen, was mit der deutschen Sprache oder mit der Kultur und den Traditionen der Russlanddeutschen verbunden ist. Das Foto musste man daneben kurz auf

Deutsch kommentieren, wobei man den Satz „(Mit)Deutsch kann man ...“ ergänzen sollte.

Jede Woche wurden dann einige Reihen von eigenartigen Fotoantworten auf die Frage der Aktion in den sozialen Netzwerken Odnoklassniki, Facebook und VKontakte ausgelegt, wo die Zuschauer nicht nur diese genießen, sondern auch die besonders gelungenen mit „Like“/„Klasse“ vermerken konnten.

Im Rahmen der Aktion wurden insgesamt 45 Fotos aus verschiedenen Rayons der Altairegion vorgestellt, die zeigten, dass man mit Deutsch lesen, tanzen, sich Filme ansehen oder mit den Verwandten in der Familie verkehren als auch etwas Leckeres kochen kann. Am Ende der Aktion wurden die Fotos, die die meisten Stimmen in den Sozialnetzwerken bekamen, bekannt gegeben.

Im Portal „Odnoklassniki“ bekamen Alexander und Maxim Liss aus

Barnaul mit dem Foto „Deutsch kann man mit Freunden im Deutschen nationalen Rayon lernen“, Jekaterina Pissarenko aus Redkaja Bubrawa, DNR, mit dem Foto „Deutsch kann interessant gemacht werden“, Michail Mjalenko aus Romanowo und sein Foto „Mit Deutsch kann man Zeitungen lesen“, Jelisaweta Iwanowa (Romanowo) und ihr Foto „Mit Deutsch kann man Märchen lesen“ die meisten „Klasse“-Vermerke. Gut angekommen waren auch die Fotos von Jekaterina Pissarenko und Kristina Sumagashinowa aus Redkaja Dubrawa, DNR, „Deutsch kann in der Laube vorgestellt werden“ und „Deutsch kann man tanzen“. Die Letztere fand auch in Facebook einen Anruf. Neben diesem gefielen in Facebook besonders die Fotos von der Familie Becker aus Kamyschi, DNR, und zwar von der Mutter Aljona Becker „Deutsch kann man durch Geschmack genießen“, von der gesamten Familie Becker „Deutsch kann man in der Familie sorgsam pflegen“, wie auch von Beckers Kindern Lisaweta, Ilja und Kewin „Deutsch ist für Kinder interessant“ und „Mit Deutsch kann man an Wettbewerben teilnehmen“.

Die Besucher des Sozialnetzwerkes VKontakte bewerteten andere Fotos am meisten. Besonders gefielen hier die Fotos von Anna Hergardt aus Barnaul

„Deutsch kann man trotz Quarantäne lernen“, von Milena Rau und Ksenija Schamanskaja aus Nikolajewka, DNR, „Deutsch kann lecker schmecken“, das oben genannte Foto von Michail Mjalenko aus Romanowo, die Fotos von Jewgenija Tomilowa und Jelisaweta Gottfried aus Barnaul „Mit Deutsch kann man Filme ansehen“ und von Natalja Tur aus Barnaul „Deutsch kann man in der Natur lernen“.

„Wir freuen uns sehr, dass unser Vorschlag das Interesse der Kinder wie Erwachsenen erweckte“, kommentiert die Aktion Natalja Gerlach, eine der Organisatorinnen. „Auch freute uns, dass sich nicht nur Teilnehmer der Klubs der deutschen Zentren, sondern auch Kinder und Jugendliche, die Deutsch in der Schule lernen, Studenten, wie beispielsweise aus der ‚Altaier Akademie der Gastfreundschaft‘, sowie Deutschlehrer an der Aktion aktiv beteiligten. Daneben wurden die Fotos in den sozialen Netzwerken aktiv bewertet, was die Anzahl der Teilnehmer wesentlich erweiterte. Mit dieser Aktion möchten wir zeigen, dass man auch in der Quarantäne Deutsch und die Kultur wie Traditionen der Russlanddeutschen nicht vergessen soll, und das ist uns gelungen!“

Fotos: Privatarhiv

Maria ALEXENKO

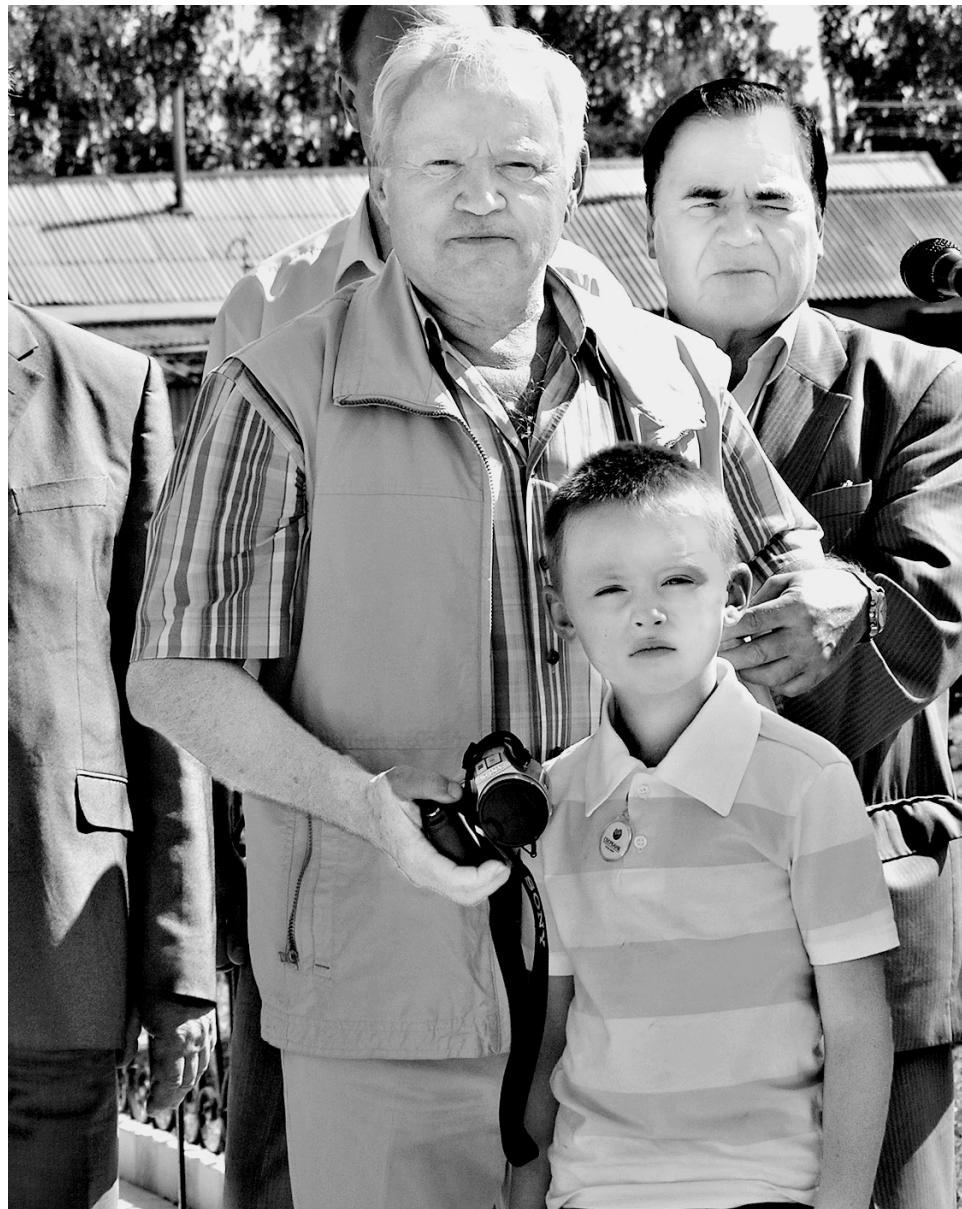
Helden der Sendung von Deutschen des Altai

Es ist immer interessant, die Geschichte des Erfolges eines bekannten Menschen kennenzulernen. Besonders, wenn diese Menschen unter uns leben und arbeiten. Anfang März wurde in der Altairegion ein einzigartiges Fernseh- und Rundfunkprojekt ins Leben gerufen. „Deutsche des Altai“ - ein Projekt über Russlanddeutsche der Altairegion, dass vom regionalen Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche im Altai“ in Kooperation mit der staatlichen Fernseh- und Radiogesellschaft „Altai“ verwirklicht wird.

In der Altairegion leben zurzeit nach Angaben der letzten Volkszählung noch etwa 50 Tausend Einwohner deutscher Herkunft. Viele von ihnen leisteten und leisten einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Region, sei es in der Kultur, Medizin, Bildung oder Landwirtschaft. Diese Fachleute sind immer bereit, ihre Erfahrungen den Landsleuten und noch mehr der jungen Generation zu übergeben. Gerade diese Tatsache veranlasste die Stifter des Projektes zum Handeln. Zum Ziel stellten sie sich die soziale Bewegung der Russlanddeutschen des Altai durch die Bekanntheit mit ihren besten Vertretern zu stärken und zu verbreiten.

Mitte März konnten die Zuschauer die erste Fernsehsendung des Programms „Deutsche des Altai“ sehen. Der Held dieser Ausgabe wurde Jurij Fritz, Vorsitzender des Rates des Zentrums für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“, Vorstandsvorsitzender der gemeinnützigen Partnerschaft „Unternehmerverband des Altai“, aus Barnaul. In einer 13 Minuten langen Sendung erzählte Jurij Fritz über seine Studentenjahre am Altaier staatlichen polytechnischen Institut, wo er im Fach „Maschinenbau, Metallschneidmaschinen und Werkzeuge“ studierte.

Weiter machte der fortschrittliche Unternehmer die Zuschauer mit der Entstehungsgeschichte seines Business bekannt und gab den angehenden Unternehmern einige nützliche und wichtige Ratschläge. Der russlanddeutsche Geschäftsmann verglich im Gespräch die Entwicklungsgeschichten des Unternehmertums in Deutschland und Russland. „Je weniger Politik im Business, desto besser entwickelt sich das Unternehmertum“, so die Meinung des Helden der Fernsehsendung. Auf die Frage über sein Verhalten zur Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland antwortete



Iwan Becker bei der Eröffnung des Stolypin-Denkmal im Dorf Orlowo. 2010.

Jurij Fritz: „Die Ausreise für irgendwelche unbestimmte Ziele hielt ich damals für etwas sehr Leichtsinnes. In Deutschland bleiben wir die Russen. Auch hier in Russland sind wir mehr Russen als Deutsche. Aber wir bemühen uns, nach wie vor die kulturellen und ethnischen Besonderheiten unserer deutschen Vorfahren aufzubewahren. Meine Heimat ist Russland, die Altairegion.“

Held der zweiten Ausgabe des Programms „Deutsche des Altai“ wurde Iwan Becker - Ehrendoktor der Russischen Föderation, Gründer des Medizinhistorischen Museums im Altai und stellvertretender Vorsitzender des Rates der Regionalen national-kulturellen Autonomie der Deutschen des Altai. Iwan Becker ist weit und breit durch seine medizinische und gesell-

schaftliche Tätigkeit bekannt. Er war etwa 30 Jahren Chefarzt des Stadtkrankenhauses Nr. 2 der Stadt Rubzowsk. Seiner Meinung nach war das Schwierigste in diesen harten Jahren der Zerfall der Sowjetunion und der Mangel an Finanzierung. „Ein Arzt muss die Kranken behandeln, anstatt nach Mitteln für den Kauf von Medikamenten und Ausrüstung zu suchen“, so die Meinung von Iwan Becker. Interessant und begeistert erzählte er auch über die Rolle der Deutschen in der Entstehung und Entwicklung der Medizin im Altai. Das von dem erfahrenen Arzt Iwan Becker gegründete Medizinhistorische Museum beinhaltet heute etwa 40 Tausend Exponate, die der Einrichtung fast alle von den Einwohnern der Altairegion geschenkt wurden. Die Vorfahren des Russlanddeutschen Arztes kamen während der Agrarreform des Ministers Pjotr Stolypin Anfang der 1900er in die Altairegion. Auch diesem Thema schenkte der Held der Sendung seine Aufmerksamkeit.

Der dritte Held der Fernseh- und Radiosendung „Deutsche des Altai“ war Alexander Dering, Architekt, Funktionär des öffentlichen Lebens, Mitglied des Rates der Regionalen national-kulturellen Autonomie der Deutschen des Altai und der Öffentlichen Kammer der Region Altai. Die Aufnahme der Sendung über Alexander Dering fand im Park Nagornyj statt, von dem sich ein schöner Blick auf die Architektur des Regionalzentrums Barnaul eröffnet. Der weitere Weg führte die Journalisten zum Territorium des Silberschmelzbetriebes, wo der Architekt Alexander Dering heute eine aktive Arbeit für die Restaurierung dieses Kultur- und Architekturdenkmals durchführt.

Das Projekt „Deutsche des Altai“ wird mit Unterstützung des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur im Rahmen des Unterstützungsprogramms für Russlanddeutsche in der Russischen Föderation durchgeführt. Die Initiatoren des Projektes „Deutsche des Altai“ sind überzeugt, dass man von solchen Menschen, die aktiv an der Bewegung der Russlanddeutschen in der Altairegion teilnehmen und den deutschen Ethos und die deutsche Kultur preisen und unterstützen, in Massenmedien öfter und mehr berichten soll. Diese Fernsehsendungen tragen zur Popularisierung der gesellschaftlichen Bewegung der Russlanddeutschen im Altai bei.

Foto: ZfD-Archiv

Swetlana DEMKINA

Literatur der Russlanddeutschen online

Auch zurzeit, wenn viele Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung wegen der COVID-Infektion in der Altairegion noch nicht erlaubt sind, kann man jedoch die Zeit zu Hause unterschiedlich gestalten. So schlug die „Zeitung für Dich“-Redaktion vor, die Zeit interessant und nützlich mit russlanddeutschen Schriftstellern und Dichtern zu verbringen. Damit wurde die Online-Literaturaktion von den ZfD-Redaktionsleuten in Kooperation mit dem Begegnungszentrum der Stadt Slawgorod unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur durchgeführt, die Anfang Juni abläuft.

Im Laufe von einem Monat stellte die ZfD-Redaktion in den Sozialnetzwerken das Leben und Schaffen der russlanddeutschen Schriftsteller und Dichter der Altairegion vor. So wurden die Lebenswege und einige Gedichte der talentierten russlanddeutschen Autoren Friedrich Bolger, Waldemar Spaar, Andreas Kramer, Ewald Katzenstein und Edmund Günther präsentiert. Diese Autoren wurden nicht zufällig gewählt, den einige davon arbeiteten in verschiedenen Jahren in der deutschsprachigen Zeitung „Rote Fahne“, die später ihren Namen „Zeitung für Dich“ bekam, und andere waren so oder anders eng mit der Zeitung verbunden.

Der erste war Friedrich Bolger, der die harte Deportation und schwierige Jahre der Trudarmee am

eigenen Leibe erlebte. Im Jahre 1962 zog er in die Altairegion um und war bis 1971 Literaturberater an der deutschsprachigen Zeitung „Rote Fahne“ in Slawgorod. Er schrieb Reportagen, Humoresken, Erzählungen, Schwänke und Gedichte, die in den deutschen Zeitschriften und Zeitungen sowie in den Sowjetmedien veröffentlicht wurden.

Der nächste Autor, der online präsentiert wurde, war Waldemar Spaar. Seine ersten Gedichte erschienen noch vor dem Krieg in den Jugendmedien der Republik der Wolgadeutschen. Von 1959 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1987 war er Chef vom Dienst bei der „Roten Fahne“. Im Mittelpunkt seiner Gedichte und Skizzen standen die werktätigen Menschen der Kulunda-Steppe. Mit seinem um-

fangreichen Gedichtzyklus „Frontabschnitt Taiga“ schuf er in der sowjetdeutschen Poesie die erste Schilderung der Arbeitsarmee, die er nicht vom Hörensagen kannte.

Andreas Kramer war ab 1960 bis zur Rente als Abteilungsleiter und dann als stellvertretender Redakteur bei der „Roten Fahne“ tätig. In seinem Schaffen nahmen Gedichte für Kinder einen wesentlichen Anteil ein. Kramer war Autor einiger Bücher mit lyrischen Gedichten in deutscher Sprache und Mitverfasser bei mehr als zehn kollektiven Sammelbänden.

Ewald Katzenstein schuf einige Lehrbücher für den Deutschunterricht. Weit bekannt wurde er erst als Autor von Kindergedichten, die den Hauptinhalt seines Schaffens bildeten und in den deutschsprachigen Zeitungen „Neues Leben“ (Moskau), „Rote Fahne“ (Slawgorod, Altai) und „Freundschaft“ (Kasachstan) als auch in den Zeitschriften „Altai“ und „Sibirskije ogni“ erschienen. Seit 1971 war Katzenstein Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR. Lange Jahre leitete er die Sektion der deutschen Schriftsteller bei der Altaier

Regionsorganisation des Schriftstellerverbandes der UdSSR, war Verwaltungsmittglied der Gesellschaft „Snanije“ und Korrespondent der deutschen Radiosendung beim Regionsrundfunk.

Im Schaffen von Edmund Günther bilden die humoristisch-satirischen Dorfgeschichten, Schwänke und Verserzählungen, die bei den Lesern sehr beliebt waren, einen ganz besonderen Teil. Seit 1967 lebte Günther in Slawgorod und war Leiter der Wirtschaftsabteilung bei der Zeitung „Rote Fahne“. Als Journalist dauern unterwegs, war er in enger Tuchfühlung mit den Arbeitern und Bauern, mit dem Leben, das ihm Stoff für seine literarischen Werke gab. Er ist Autor von mehreren Einzelbänden und Mitverfasser zahlreicher Sammelbände von Gedichten und Erzählungen.

Nicht nur den Lebenslauf der oben genannten Schriftsteller, sondern auch einige ihrer Werke konnte man auf diesen Literaturseiten im Internet kennenlernen. Die Videos mit einigen Gedichten in Aufführung von Mitgliedern des Klubs für Wiedergeburt der

Traditionen, Bräuche und Sprache der Russlanddeutschen des Begegnungszentrums der Stadt Slawgorod, Dmitrij Laas, Nailja Latypowa und Inna Klein wie auch von den Aktivisten des Zentrums der deutschen Kultur des Dorfes Pod-sosnowo, Jekaterina Langolf und Jelena Schmidt, schmückten diese Online-Literaturseiten.

Als Schlussakkord wurde geschildert, wie man die russlanddeutsche Literatur beim Spracherwerb in den Bildungseinrichtungen einsetzen kann. So wurden die Aufgaben mit Hinweisen zum Gedicht „Beringte Vögel“ von einem der begabten Dichter der Altairegion, Waldemar Herdt, veröffentlicht.

Die „Zeitung für Dich“-Redaktion bedankt sich herzlich bei den Lehrkräften des Pod-sosnowoer Zentrums und den Deutschlehrerinnen der hiesigen Mittelschule Nina Schmidt und Natalja Gerlach, die bei der Vorbereitung der künstlerischen Videos behilflich waren. Aufrichtig dankbar ist die Redaktion auch der IVDK-Managerin Irina Fomenko, die diese Aktion initiierte.

Bearbeitet von Erna BERG

Dimitri Nuss: „Träumen darf man!“



2009 fuhr Dimitri Nuss mit seinem Rad 4400 Kilometer von Paris bis Moskau.

Dimitri Nuss wurde 1969 in Sibirien geboren. Aufgrund einer spastischen Lähmung hat er eine Geh- und Sprachbehinderung. Im Jahr 1992 kam er nach Deutschland, lebt heute in Kassel und arbeitet in der Sozialgruppe e. V. Kassel. Dimitri ist trotz seiner körperlichen Einschränkungen sportlich sehr aktiv und ein begeisterter Radfahrer. Seit 2008 ist er Mitglied des Vereins Bike for Peace and New Energies e. V.

Die Liste der Radtouren von Dimitri Nuss ist beachtlich: 2009 fuhr er mit seinem Rad von Paris bis Moskau, eine Strecke von etwa 4400 Kilometern. Im Jahr darauf unternahm er eine Tour von Düsseldorf nach Moskau. 2011 organisierte er selbst eine zweiwöchige Tour von Berlin bis nach Magdeburg. Und 2012 beteiligte Dimitri sich an einer Radtour von Belarus nach Polen, bis zum Konzentrationslager Auschwitz.

Einen bleibenden Eindruck hinterließ bei ihm der Friedenslauf von Rom nach Lutherstadt Wittenberg im Jahr 2017, zu dem Dimitri als Läuferbegleiter auf dem Rad eingeladen war. „Es war hart, ganze 2000 Kilometer in zwei Wochen zurückzulegen“, erinnert sich der Sportler. „Ein extremer Laufmarathon über die Alpen, wo oben auf unserer Strecke noch Schnee lag.“

Läufer aus Kenia, Somalia und vielen anderen Ländern haben sich damals an dem Marathon beteiligt. Von deutscher Seite waren der Schwergewichtsboxer Timo Hoffmann („die deutsche Eiche“), der mehrfache Weltmeister und Olympiasieger im Rudern, Andreas Hajek, der Schwimmweltmeister Paul Biedermann, die Ruder-Olympiasiegerin und Weltmeisterin Julia Lier und andere prominente Sportlerinnen und Sportler dabei. Organisator war Peter Jung aus Bitterfeld, der früher selbst ein bekannter Boxer war. Für die Zukunft ist ein weiterer Extrem-Laufmarathon mit einer Strecke von Rom über Bitterfeld bis nach Sankt Petersburg geplant.

„Für mich ist das die beste Zeit meines Lebens“, sagt Dimitri Nuss über seine Touren. „Neue Menschen kennenlernen, alte Freunde treffen. Ich bewundere die Gastfreundschaft in den einzelnen Ländern, zum Beispiel den herzlichen Empfang mit Brot und Salz in Belarus oder in Russland.“

Für das Jahr 2020 plante der Verein Bike for Peace and New Energies e. V. eine große Friedensradfahrt von Paris über Moskau bis Hiroshima und Nagasaki. Die Fahrt sollte unter dem Motto „75 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg: Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus – Frieden schaffen ohne Waffen“ stehen.

Die Idee der Friedensradfahrt ist angelehnt an die 40-jährige Tradition der Friedensfahrt von Prag über Warschau nach Berlin. Die Teilnehmenden sind keine Leistungssportler. Seit dem Jahr 2006 begeisterte der Verein Bike for Peace and New Energies e. V. bereits Hunderte Menschen aus 15 Nationen für seinen Radsport, der für eine friedliche Begegnung von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Länder aus Ost und West steht. Zu den Gastgeberländern zählten Frankreich, Luxemburg, Deutschland, Polen, Belarus, Russland und Japan.

Die Friedensradfahrt 2020 sollte von Paris über 4000 Kilometer bis Moskau mit dem Fahrrad erfolgen und weiter mit der Transsibirischen Eisenbahn bis nach Wladiwostok. Von dort mit dem Schiff weiter nach Japan und anschließend wieder mit dem Rad bis Hiroshima und Nagasaki. Leider kam diesen Plänen die Corona-Krise in die Quere. Aus aktuellem Anlass wurde die Friedensradtour auf Mai 2021 verschoben.

Dimitri fährt längst nicht einfach nur mit, sondern beteiligt sich mittlerweile auch an Streckenplanungen. So wirkte er etwa an folgender Streckenplanung mit: von Magdeburg über Kleinmühlungen (Friedensfahrtmuseum) über Zerbst (Geburtsort von Katharina der Großen), Dessau (Bauhaus), Bitterfeld, Wittenberg und Potsdam bis Berlin.

Im Jahr 2010 wurde auf einer Friedensradfahrt bei Verdun ein Friedensdenkmal aufgestellt, in dem 1914 zerstörtes Dorf Fleury in Frankreich, mitten auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges. Die Steine für das Mosaik hatten die Radfahrer aus ganz Europa mitgebracht. Das waren keine gewöhnlichen Steine, vielmehr Steine von im Krieg zerstörten Häusern.

In diesem Jahr sollte in Minsk, der Hauptstadt von Belarus, ein ähnliches Bikefor-Peace-Denkmal errichtet werden. Der belarussische Bildhauer Andrej Chotjanowskij gestaltete den Entwurf für die Bronzeplastik. Die Einweihung des Denkmals soll einen Beitrag für die Völkerverständigung zwischen West- und Osteuropa leisten. Dazu gehören zwischenmenschliche Begegnungen, gemeinsames Radfahren sowie der Einsatz alternativer Energien, die die Welt nicht verbrauchen, sondern schonen.

Dimitri Nuss kennt den Vorsitzenden des Vereins Bike for Peace and New Energies, Konrad Schmidt, bereits seit 2008. „Konni ist wie ein Vater für uns“, erzählt Dimitri. „Er ist ein Mann mit einem sehr großen und liebevollen Herzen. Er ist in Frankreich, Polen, Belarus, Russland und anderen Ländern zuhause und willkommen. Sein eigenes Haus ist immer voller Gäste aus ganz Europa. Ich bin in meinem Leben noch nie solch einem besonderen Menschen begegnet.“

Seit 2010 hat Dimitri einen weiteren großen Wunsch: eine Friedensradfahrt zwischen den Partnerstädten Kassel und Jaroslawl. Seit dem Extrem-Marathon von Rom träumt Dimitri außerdem von einer „Friedensradfahrt 2 in 1“ zwischen den Partnerstädten Kassel, Jaroslawl und Novyj Urengoj mit einer Strecke von insgesamt 6000 Kilometern.

„Es ist möglich, nur einen Teil der Strecke mitzumachen“, erklärt Dimitri die Möglichkeiten der Teilnahme. „Interessierte können sich für eine bestimmte Zeit dazugesellen und nur die Strecke mitfahren, die sie bewältigen können oder möchten. Alter und Herkunft der Teilnehmer spielen dabei keine Rolle.“

Dimitri Nuss hofft, dass sich für diese Friedensradfahrt viele Interessierte und auch Sponsoren finden. Der begeisterte Radfahrer ist nicht nur motiviert, sondern auch zuversichtlich. Über seine Pläne sagt er selbstbewusst: „Träumen darf man! Viele meiner Träume sind in diesem Leben bereits Realität geworden.“

Aus „Volk auf dem Weg“

Swetlana DEMKINA

Andere Seite des Krieges

Es ist weitbekannt, dass es unmöglich ist, ohne Wissen der Vergangenheit eine wohlhabende Zukunft zu schaffen. Deshalb gibt man sich im Zwischensiedlungsmuseum für die Geschichte des Deutschen nationalen Rayons in Halbstadt alle Mühe, um die ethnischen Besonderheiten der deutschen Volksgruppe, die in verschiedenen Museumsexpositionen widerspiegelt wird, sowie ihre Geschichte sorgsam aufzubewahren.

Im Museum, wo die Vergangenheit und Gegenwart der Russlanddeutschen durch eine feine Linie verbunden sind, realisierte man im Juni anlässlich des 75. Siegestages das Projekt „Solch ein Weg fiel uns zu“, das vom Internationalen Verband der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen unterstützt wurde. Im Rahmen des Projekts bereiteten die Mitarbeiter des Museums die Ausstellung sowie ihre Videopräsentation vor, die der Arbeit der Deutschen im Hinterland gewidmet ist.

Wenn man über die Opfer des Großen Vaterländischen Krieges spricht, die über 50 Millionen gefallenen und getöteten Menschen zählen, fehlen unter diesen Opfern Menschen und ganze Volksgruppen, die in den Kriegsjahren unterdrückt und die wegen ihrer Nationalität zu Fremden und Feinden abgestempelt wurden.

Unter den Volksgruppen, die dafür bestraft wurden, dass sie keine Russen waren, waren vor allem die Deutschen. Deshalb beschloss man im Museum des Deutschen Rayons eine andere Seite des Krieges 1941-1945 zu schildern und über die harte Arbeit des deutschen Volkes in den Kriegsjahren in der Sowjetunion zu erzählen.

Auf den zwei Informationsständen der neuen Exposition wurden ausführliche Informationen über das schwierige Schicksal der Sowjetdeutschen während des Krieges vorgestellt. Reproduktionen der Fotos, Kopien von Dokumenten der Menschen, die am eigenen Leibe die Deportation und Arbeitsarmee erfuhren, fanden in dieser Ausstellung ihren Platz. Durch diese Exponate wurde lebhaft die Online-Präsentation dieser Ausstellung illustriert.

Die Videopräsentation berichtet über die Tatsachen und Fakte aus der Geschichte der Sowjetdeutschen. So kann man beispielsweise daraus erfahren, dass die Ersten, die aus ihren Häusern verschleppt wurden, 60 Tausend Deutsche aus der Krim waren. Die nächsten waren die Wolgadeutschen, wie auch die Deutschen aus den Gebieten Kaliningrad und Stalingrad. Fotos und Dokumente dieser grausamen Deportation bilden den

Hauptinhalt dieser Ausstellung. Insgesamt wurden 438 Tausend Deutsche zwangsläufig umgesiedelt. Davon waren 365 Tausend Wolgadeutsche.

Bis Ende 1941 wurden etwa 800 Tausend Deutsche aus dem europäischen Teil der Sowjetunion nach Sibirien und Kasachstan verbannt. Eine neue harte Prüfung fiel aber bald vielen der Verbannten zu. Seit 1942 begann die Mobilisierung für die Arbeitsarmee. Nach ungefähren Angaben wurden von 1941 bis 1945 etwa 316 Tausend Deutsche zu diesen Zwangsarbeiten herangezogen. In Lagern hinter Stacheldraht, in Baracken mit bewaffneter Wache erfüllten sie die schwierigsten Arbeiten.

Elsa Kloster aus Serebropol, wurde für die Trudarmee in Jakutien mobilisiert. 13 Jahre lebte sie seitdem in einer Sondersiedlung, die niemand verlassen durfte, und ging nur noch unter Bewachung zur Arbeit. Sie arbeitete als Lehrerin in der Schule, wo sie vonseiten der anderen Lehrer als Feindin wahrgenommen wurde.

Aus dem Dorf Protassowo wurden in den Kriegsjahren etwa 40 Menschen für die Arbeitsarmee mobilisiert. Die Männer wurden in Kohlengruben in Kusbass und Tula und die Frauen im Michajlowskij Sodakombinat und beim Baumfällen eingesetzt. Viele Menschen aus dem Deutschen Rayon leisteten in Kemerowo oder Nowosibirsk Zwangsarbeiten. Einige, die in der Altairegion blieben, waren an dem Bau der Eisenbahn beschäftigt. Die meisten Männer aus Podosnowo und Kussak wurden nach Kemerowo und Nowosibirsk und die Frauen nach Perm verschickt. Einige Grischkowkaer erinnerten sich, dass in der Kolchose in den Kriegsjahren nur noch etwa 40 Menschen im arbeitsfähigen Alter blieben. Die Bewohner aus Nikolajewka schickte man nach Sterlitamak, Baschkortostan. Hierher wurden auch die Frauen aus anderen Dörfern geschickt. Die Rückkehr der Einwohner aus der Arbeitsarmee in den heutigen Deutschen Rayon wurde 1958 abgeschlossen.

Diese unterschiedlichen Menschen, die das gleiche tragische Schicksal erlebten, hegten sehnlich die Hoffnung, dass dieses Lagerleben früher oder später ein Ende haben und ihre Verhaftung als ein Fehler anerkannt werde. Aber nur nach mehr als 40 Jahren nach dem Krieg wurden sie offiziell rehabilitiert. Viele von ihnen lebten aber bis zu dieser Zeit schon nicht mehr. „Deshalb ist es, unser Meinung nach, sehr wichtig, dass wir, die Nachkommen dieser Menschen, ihre Geschichte nicht vergessen“, so die Museumsleiterin Alewtina Pylina.

Foto: Museumsarchiv



Neue Exposition des Zwischensiedlungsmuseums in Halbstadt.

Nina PAULSEN

Johann Warkentin - zum 100. Geburtstag

Es ist schwer zu sagen, was Johann Warkentin mehr war: Dichter, Literaturkritiker, Sprachforscher, Nachdichter, Lektor, Essayist oder Pädagoge? Jahrzehntlang sind Gedichte und Poeme, Glossen und Rezensionen aus seiner Feder geflossen, er hat redigiert und korrigiert, Lehrbücher verfasst und leidenschaftliche Vorträge gehalten. Seine flotte Schreibweise, herbe Tonart und verschlüsselten Gedankengänge ließen aufhorchen und brachten geistiges Potenzial in Bewegung. Er gehörte in Russland wie in Deutschland zu den streitbaren Verfechtern der deutschen Sprache, der die Entwicklung der russlanddeutschen Presse und Literatur der Nachkriegszeit maßgebend mitgeprägt hat. In und mit seinem Werk war und bleibt er ein Brückenbauer und Vermittler zwischen Sprachen und Kulturen.

Johann Warkentin wurde am 11. Mai 1920 in Spat auf der Krim geboren. In der Später Mittelschule im großen Mennonitendorf war er Klassenbesten, stundenlang konnte er in Wörterbüchern herumstöbern. Das klassenbeste Mädchen war Lilli Eigeris, die zukünftige Begleiterin seines Lebens.

Sein Studium der Anglistik in Leningrad seit 1937 endete abrupt mit dem Kriegsausbruch, im Blockadewinter 1941/42 war er Militärdolmetscher, danach 1942-1946 Zwangsarbeiter in Sibirien. Nach dem Krieg absolvierte Warkentin die Abteilung Anglistik und unterrichtete Englisch, Deutsch und Latein an Schulen und Hochschulen in der Altairegion, später in Kasachstan und in Baschkirien.

Sobald es ging, versuchten Warkentin und andere die während des „großen Schweigens“ 1941-1955 verschüttete deutsche Sprache in der Sowjetunion vom Boden aufzuheben. Als er von der ersten deutschen Zeitung der Nachkriegszeit „Arbeit“ im sibirischen Barnaul erfuhr, wollte er unbedingt dabei sein. 1955-1957 gehörte er zur Redaktion der „Arbeit“, die wegen „autonomistischer Bestrebungen“ aufgelöst wurde.

In den 1960er Jahren stand Warkentin in der vordersten Reihe der Autonomiebewegung, war 1965 Teilnehmer der Delegation der Russlanddeutschen 1965, erlebte hautnah Enttäuschungen und Niederlagen. Danach arbeitete er in Alma-Ata beim Deutschen Rundfunk, sang begeistert im deutschen Chor, wurde Lehrstuhlinhaber bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften.

Auch als Mitverfasser von Lehrbüchern für die „Deutsche Literatur“ (zusammen mit Victor Klein) in Schulen mit muttersprachlichem Deutschunterricht in Ansiedlungsorten von Russlanddeutschen stand Warkentin in der Reihe derer, die sich bemühten, den Sprachverlust zumindest zu verlangsamen.

Von 1969 bis 1980 war Johann Warkentin Redakteur und viele Jahre Literaturbeirat der deutschsprachigen Wochenschrift „Neues Leben“ in Moskau. Auf diese Weise begleitete und förderte er maßgeblich die Entwicklung der russlanddeutschen Literatur der Nachkriegszeit. Er war auch selbst ein produktiver Autor, 1963 wurde er Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR.

In den 1960er und 1970er Jahren erschienen in Buchform: „Lebe nicht für dich allein. Gedichte, Poem und Übersetzungen“ (Alma-Ata, 1966), „Stimmen aus den fünfzehn Republiken. Ausgewählte Nachdichtungen“ (Moskau, 1974), „Kritisches zur sowjetdeutschen Literatur“ (Moskau, 1977), „Gesammeltes. Verse und Nachdichtungen“ (Moskau, 1980), „Streiflichter aus der Kulturgeschichte. Literaturkritische Artikel“ (Alma-Ata, 1981). Zu seinen dichterischen Höhepunkten gehört das 1962 vollendete Poem „Du, eine Sowjetdeutsche“, das in die Sammelbände „Lebe nicht für dich allein“ und „Gesammeltes“ aufgenommen wurde.

1981 reiste er in die damalige DDR aus und lebte in Ostberlin. Hier machte er unter anderem Übersetzungen, darunter für die Zeitschrift „Sowjetliteratur“. Populär auch im Westen wurde Warkentin nach der Wende. Er nahm aktiv an der Gründung der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland in Berlin teil. 1992 veröffentlichte er „Russlanddeutsche - Woher? Wohin?“ - ein Buch, das damals dringend nötig war. Und er gab seine literarischen Erfahrungen an junge Autoren in dem 1995 in Bonn gegründeten Literaturkreis der Deutschen aus Russland weiter. Gleichzeitig wurde er Herausgeber der ersten literarischen Sammelbände „Wir selbst“ (1996, 1997, 1998).

In kurzen Abständen folgten seine weiteren Bücher: „Russlanddeutsche Berlin-

Sonette“, „Geschichte der russlanddeutschen Literatur aus persönlicher Sicht“, „Nachdichtungen - Höhepunkte der russischen Lyrik“, „Übersetzers Frust und Freud“, „Spuren im losen Sand. Gesammelte Verse“, „Russlanddeutsche - Woher? Wohin?“ als erweiterte Neuauflage (2006). Dazwischen erschienen zahlreiche, überwiegend literaturkritische, Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften.

2002 wurde Johann Warkentin mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Auf diese Weise würdigte der deutsche Bundespräsident Johannes Rau das Engagement des Dichters im Bereich der politischen, geistigen und gesellschaftlichen Integration der russlanddeutschen Spätaussiedler in Deutschland.

Warkentins Passion war das Hegen und Pflegen der deutschen Muttersprache. „Sie war mein Stolz, mein Leid, mein Traum, mein Trauma... / sie war mein Seelentaumel, / die deutsche Muttersprache, als wir kaum noch / ein wenig Luft bekamen, denn brutal / hielt Stalin seinen tabakgelben Daumen / an unsere Kehle damals festgekrallt...“ Dieses eindringliche, unter die Haut gehende Liebesbekenntnis zur deutschen Muttersprache ist nicht nur das Leitmotiv seines Werkes „Übersetzers Frust und Freud“, sondern es steht neben dem ewigen Kampf um die Rehabilitierung seiner Volksgruppe für seinen Lebensinn.

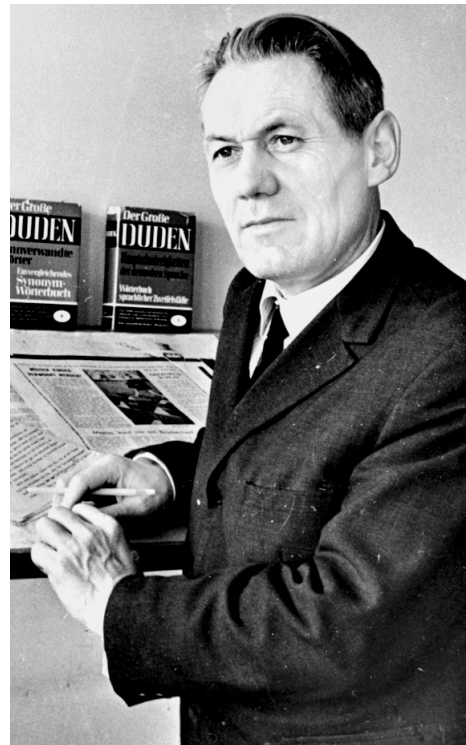
Als unermüdlicher Kämpfer (oft ein Rufer in der Wüste!) gegen die allgemeine „Sprachschludrigkeit und Sprachverhuzung“ hat er sich den Ruf „eines zornigen alten Mannes der russlanddeutschen Literatur“ eingehandelt. An der Bergung dieser umstrittenen russlanddeutschen Literatur aus den Trümmern hat Warkentin kräftig mitgeschuftet: Als wortgewaltiger Kritiker und „Stilfritz“.

Den Frust über diese wechselvolle und hoffnungsträchtige Zeit (die Erwartungen waren vergebens!) hat er sich mit der „Geschichte der russlanddeutschen Literatur aus persönlicher Sicht“ (1999, Stuttgart) von der Seele geschrieben. Als Zeitzeuge und Mitgestalter hält er kritisch (auch sich gegenüber), mitunter auch sarkastisch-verbittert und gnadenlos, einer ganzen Epoche der russlanddeutschen Literaturbewegung den Spiegel vor: Aus persönlicher Perspektive aufgearbeitet, nimmt er Dutzende Autoren der Vergangenheit und Gegenwart unter die Lupe.

Als gottbegnadeter Nachdichter ist Warkentin ein Vermittler zwischen den zwei großen Sprachen und Kulturen. In der zweisprachigen Anthologie „Nachdichtungen - Höhepunkte der russischen Lyrik“ (2000, Verlag BMV Robert Burau), sind seine schönsten Übersetzungen zusammengefasst. Ein Brückenbauer, der beide Ufer, beide Sprachen hervorragend kennt - das hätte sich Warkentin auch für seine Landsleute in Deutschland gerne gewünscht: „Schön wäre es, beider Sprachen vollen Klang / zu hegen und zu pflegen lebenslang! / Doch es gibt normalerweise keine Zwitter.“

Auch in den „Russlanddeutschen Berlin-Sonetten“ (Stuttgart, 1996) - in rund 130 Sonetten skizziert Warkentin die Geschichte der Russlanddeutschen, das Aussiedlertrauma, das geteilte und wieder zusammengefügte Deutschland - bleibt sein Pegasus nüchtern. Voll scharfen Humors, beißender Satire und berührender Lyrik, vermittelt das Buch, wie ein Russlanddeutscher dieses Land, sich selbst und seinesgleichen sieht. In der Hoffnung, Einheimische und Spätheimkehrer gleichermaßen anzusprechen, weil „jene nichts über uns und wir recht wenig über Deutschland wissen“.

Mit dem Buch „Russlanddeutsche. Woher? Wohin?“ - Von Katharina der II. (der Großen) bis in die Gegenwart“ (2006, Verlag



Johann Warkentin. 1970.

BMV Robert Burau), eine erweiterte Auflage von 1992, setzte Johann Warkentin seinen jahrzehntelangen Kampf gegen die „Verhuzung“ der deutschen Sprache fort: Nicht als Zaungast, sondern als Zeitzeuge und Mitgestalter vieler Entwicklungen der russlanddeutschen Nachkriegskulturgeschichte in der Sowjetunion. In den Texten erläutert er die Entwicklungen und Ereignisse seines Lebens und der Volksgruppe aus seiner persönlichen Sicht. Seine mitunter herbe Tonart und verschlüsselten Gedankengänge lassen aufhorchen und provozieren zum Nachdenken, Mitdenken, Umdenken und Weiterdenken.

Der Sammelband „Spuren im losen Sand. Gesammelte Verse“ (2005, Verlag BMV Robert Burau) ist eine Art dichterischer Bilanz, die weit über das Persönliche hinaus reicht und eine Zeit- und Geschichtsentwicklung literarisch verarbeitet, die für die Russlanddeutschen in vieler Hinsicht schicksalhaft ist. Darin kehrt Warkentin immer wieder zurück zu den widersprüchlichen Befindlichkeiten der Russlanddeutschen, ihrer inneren Zerrissenheit und den Bemühungen, ihre Identität im Land der Vorfahren wiederzufinden oder neu zu entdecken.

Es werden unterschiedliche Standpunkte reflektiert, die er seit Jahrzehnten mal im Verborgenen, mal im Meinungsstreit eingefangen hat. Ausschlaggebend - sprachlich wie inhaltlich - ist die Art, wie Warkentin die Dinge hinterfragt. Über 410 Seiten wandert der Leser mit dem Dichter Warkentin durch zahlreiche Stationen seines Lebens, seines Werkes und seiner Zeit, dort wie hier: Eine Wanderung buchstäblich „im losen Sand“, weil es immer wieder eine Gratwanderung zwischen Hoffnung und Enttäuschung, zwischen Entwurzelung und Beheimatung, zwischen Identitätsverlust und Sprachfindung ist.

Mit Johann Warkentin, der am 9. April 2012 in Berlin verstarb und seine letzte Ruhe neben seiner Frau (...neben dir, mein Reisekamerad!) fand, ging ein schicksalhafter Zeitabschnitt der russlanddeutschen Nachkriegsliteratur und Kulturgeschichte zu Ende.

Johann WARKENTIN „Lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut“ (Matth. 6.3)

Die eine Hand, die schwingt ein
Flammenschwert
am Tor - den heimatlosen Spruchberaubten,
die sich am Endziel ihrer Irrfahrt glaubten,
wird so der Einlass gnadenlos verwehrt.

Die andre kramt in Zahlen, die behaupten,
es müssten schleunigst Menschenströme her:
Wenn jetzt die Kinderhorte schon
verstaubt sind,
sei bald ganz Deutschland öd und
mensenleer.

Rußland- deutsche Woher? Wohin?

AtV



Texte zur Zeit

Erweiterte Neuauflage des Buches. 2006.

Auf Raußschmiss drängt die eine Hand,
die andre winkt alle Welt herbei, doch einzuwandern:
Kommt her zu mir, wer Löffel lecken kann.
Da frag ich: Wenn die Linke und die Rechte
die Rechnung „zweimalzwei“
zusammenbrächten -
wie liebe sich die Wunderlösung an?!

Zitate und Fakten

„Хотели как лучше,
а получилось, как всегда“
Sie hätten alles in die Luft gejagt!
Sie hätten alle in den Tod gerissen!
Sie hätten... Ja, wir werden's glauben
müssen.
Jedoch die haben nicht - das ist der Fakt!

Das oberste Gebot - die Geiseln schützen!
Auch mit Geheimgas aus dem
Lüftungsschacht?
Der Schutz wird den Erstickten wenig
nützen.
Die Staatsreson geht vor - auch das ist
Fakt.

Nach einem schlimmen Unfall hat
vor Jahren
ein hoher Staatsmann all seine Erfahrung
in solch ein Eingeständnis schlicht
geformt,
und dies Zitat ist längst noch nicht
vergessen:
Wir wollten wieder mal das allerbeste,
jedoch es kam, wie's immer bei uns
kommt.

Der Härchenfischer

Was einer, dem gebrach's
an Schöpfergeist.
Um dieses Manko halbwegs
wetzumachen,
verschrieb er sich mit Haut und Haar
der Sprache
und büffelte den Kram mit sturem Fleiß.

Und meinte, solches sei Gemeinschaftssache.
O wie beschwor er die Beschwingten heiß!
Und blitzte ab - die einen fanden's
lachhaft,
die anderen empörend, frech und dreist.

„Was der da predigt, wird ihm wenig
nutzen:
Wir lassen uns doch nicht die Flügel
stützen,
so viel er meckern, mäkeln, nörgeln mag.
Uns ist die Litanei auch herzlich
schnuppe:
Denn siehste, für die Härchen
in der Suppe
gibt's immer noch den Stilfritz im Verlag.“

Vorbereitet von Erna BERG
Fotos: Zfd-Archiv

Nina PAULSEN

In Erinnerung an den Dichter Andreas Kramer

Das Jahr 2020 liefert gleich zweimal Anlass, uns an den russlanddeutschen Dichter, Journalisten und Übersetzer Andreas KRAMER zu erinnern: Am 16. April jährt sich sein Todestag zum zehnten Mal und am 11. Juni wäre er 100 Jahre alt. Noch vor dem Krieg begeisterte er sich für die Zeitungswelt und entdeckte den Hang zum Fabulieren, in den 1950er Jahren gehörte Kramer zu den „Männern der ersten Stunde“, die das deutschsprachige Pressewesen (vor allem in der Altairegion) und die deutsche Literatur der Nachkriegszeit in der Sowjetunion mitprägten.



Andreas Kramer.



Andreas Kramer (3. v. l.) im Kreise seiner Kollegen.

Zum 100. Geburtstag ihres Vaters hat die Tochter Tamara Kudelin das zweisprachige (Russisch/Deutsch) Buch „Die Welt ist schön“ herausgebracht. Darin erinnert sich Tamara Kudelin, wohnhaft in Mainz, an das Leben und Schaffen ihres Vaters, einen deutschen „Dichter, der das Leben, die Menschen, die Natur und seine Muttersprache liebte und schätzte“, steht in der Widmung. Unterstützt wurde sie dabei tatkräftig von der Familie ihres Bruders Valeri Kramer (Fotografien), seiner Ehefrau Lilly (Übersetzungen ins Deutsche) und deren Sohn Valentin (Korrektur Deutsch) sowie dem Ehemann Valeri Kudelin (Korrektur Russisch). Der Titel des Buches ist auch Kramers menschlicher und dichterischer Leitsatz, den er im Gedicht „Bauer und Dichter“ in der Zeile „Die Welt ist gut und schön“ zum Ausdruck bringt. Auch die schlimmsten Erlebnisse konnten in ihm seine optimistische Lebenseinstellung und den Glauben an das Gute im Menschen nicht trüben. Er war bis zuletzt überzeugt, der Mensch schöpfe aus dem Geist seine Kraft.

Es ist ein sehr persönliches und emotionales Buch, das den Menschen und Dichter Andreas Kramer vielseitig porträtiert, mit vielen Geschichten und Details aus seinem langen Leben, die aufschlussreiche Einblicke bieten in das arbeitsreiche Leben an der Wolga, die Schrecken des Zweiten Weltkrieges, die strapazenollen Jahre im Arbeitslager sowie die Zeit danach mit Hoffnungen und Enttäuschungen, die schließlich in das Land der Vorfahren führen. Und es ist ein Buch, das ein Stück Zeitgeschichte - die Russlanddeutschen mittendrin - mannigfaltig und kenntnisreich reflektiert, wobei auch wenig bekannte Aspekte vielseitig zum Ausdruck kommen.

Für ihre Erinnerungen hat Tamara Kudelin das reichhaltige Text- und Bildarchiv des Vaters verwendet, darunter die „fünf dünne Notizbüchlein, scheinbar aus Abfallpapier, zusammen genäht mit einem dicken Faden“, aus den Kriegsjahren mit Zitaten aus den Büchern, Gedanken und Notizen zu den damaligen Ereignissen. In die Erinnerungen aus mehreren Jahrzehnten fügen sich passend und ergänzend Heimat- und Naturgedichte, Kindergedichte, Gedichte über Muttersprache und Freunde. Ein Bilderanhang verfolgt alle Lebensstationen von Andreas Kramer.

Er wurde in Marxstadt (ehemals Katharinenstadt) der ASSR der Wolgadeutschen am 11. Juni 1920 als elftes Kind einer Bauernfamilie geboren, die es durch Fleiß und umsichtiges Wirtschaften zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte. Die Steppenlandschaft an der Wolga mit Feldblumen und betörenden Düften verzauberte Andreas schon

als Kind. Diese wunderbaren Naturbilder trug er sein Leben lang in Erinnerung und widmete ihnen auch viele seiner Gedichte. Der Geburtsort blieb sein Leben lang seine Heimat, nach der er sich sehnte und der er nachtrauerte. Die deutsche Muttersprache war für ihn die Sprache des Herzens.

Schon auf dem Gymnasium in Marxstadt besuchte Andreas seinen Literatur-Zirkel unter der Leitung von Hermann Emich. Seine ersten Gedichte veröffentlichte er in der von der Hand geschriebenen Schulzeitung.

Auch als Student der Pädagogischen Hochschule Engels (deutsche Sprache und Literatur), die er 1937 bezog, blieb er seiner dichterischen Veranlagung treu. Seine ersten Verse und Kurzgeschichten erschienen unter anderem in der Zeitung „Rote Jugend“ der ASSR der Wolgadeutschen.

Der Tod des Vaters 1936 stellte das Leben der Familie vor schlimmen Herausforderungen, die Familie musste das ganze Hab und Gut an den Staat abgeben. So konnte auch Andreas Kramer sein Studium aus finanziellen Gründen nicht mehr fortsetzen und wechselte nach kurzer Zeit zur Kantonzeitung „Rote Sturmflut“ in Marxstadt, wo er seine ersten journalistischen Erfahrungen sammelte und in den naheliegenden Dörfern viel unterwegs war. Diesem Beruf blieb er mit kleineren und größeren Unterbrechungen bis zum Rentenalter treu.

1940 musste Kramer zum Militärdienst nach Karelien, wo ihn der deutsch-sowjetische Krieg überraschte. Im September 1941 wurde er und 30 weitere Deutsche in den Nordural in das Zwangsarbeitslager Lyswa im Gebiet Perm versetzt, später arbeitete er als Warenkundler, Rechnungsführer und Buchhalter im Gebiet Nowosibirsk. 1947 ließ sich Andreas Kramer in der Altairegion nieder.

Erst nach 1955 konnte er wieder Zeitungsmann werden – zuerst als Reisekorrespondent der ersten deutschsprachigen Nachkriegszeitung „Arbeit“ (1955-1957) in Barnaul. Noch vor der Schließung der Zeitung im Mai 1957 aufgrund „autonomistischer Umtriebe“ wurde Kramer aus der Redaktion entlassen, weil „er ein Tabu gebrochen und im Gespräch mit anderen von seiner Hoffnung bezüglich der Wiederherstellung der Deutschen Wolgarepublik gesprochen hatte“. „Die Familie Warkentin hat meine Eltern in dieser sehr kritischen Zeit trotz allem unterstützt“, schreibt Tamara Kudelin. Die Freundschaft zwischen Andreas Kramer und Johann Warkentin, dem russlanddeutschen Dichter, Literaturkritiker und Übersetzer, überdauerte Jahrzehnte.

Danach war er über 20 Jahre Redakteur der deutschen Zeitung „Rote Fahne“ in Slawgorod, wo er bis 1960 als Eigenkorrespondent in Orlowo (Rayon Chabary) arbeitete. Hier machte er ehrenamtlich deutsche Sendungen, die für die Deutschen nach dem Krieg besonders viel bedeuteten - sie waren wie ein Stück verlorene Heimat. Danach lebte er mit Familie und wirkte in Slawgorod. Jahrelang prägte Andreas Kramer, zuletzt stellvertretender Redakteur, das Antlitz der Zeitung „Rote Fahne“ - journalistisch, aber auch mit seinem dichterischen Können.

Der Redakteur und der Dichter in ihm bildeten eine unzertrennliche Einheit. Als streitbarer Zeitungsmann „hatte er einen kritischen Blick und einen Riecher für Vorzüge und Mängel, für alles Berichtswerte. Anregungen für seine Korrespondenzen und Reportagen schöpfte er direkt aus dem Leben“, erinnert sich der Dichter und langjähriger Kollege Waldemar Spaar. Er engagierte sich für die Erhaltung der deutschen Muttersprache und Kultur, gern und mit offenem Herzen stand er auch jüngeren Kollegen in der Zeitung mit Rat und Tat bei.

Der Dichtermensch Kramer hatte ein scharfes Auge für die kleinen, scheinbar unbedeutenden Erscheinungen und Dinge des Lebens und freute sich über jede gelungene Zeile, prägte die Literatur- und Feierabendseiten der Zeitung kreativ mit. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren schrieb er keine Gedichte, ernsthafte Veröffentlichungen folgten nach 1955.

„Andreas Kramer war in das schöne Erdenleben mit all seinen Farben und Tönen verliebt und schrieb immer und überall darüber seine Verse für Groß und Klein... Er schrieb nicht viel, aber was er geschrieben hat, kam aus tiefem Herzen“, ist im Einleitungswort zum Buch „Die Welt ist schön“ (2003, Selbstverlag, Mainz) nachzulesen. Damit hatten ihm seine Kinder den langjährigen Herzenswunsch erfüllt und seine Zehnzeiler in einem Buch zusammengefasst – insgesamt 300! Seit Anfang der 1980er Jahre verfasste Kramer für die Feierabend-Seite Zehnzeiler zu den Fotos, die von den Lesern des Blattes aus allen Ecken und Enden der Sowjetunion zugeschickt wurden. Ernst und witzig, tief sinnig und fröhlich, kamen sie beim Leser vortrefflich an.

Sein lyrischer Held, mit dem sich Kramer oft identifiziert, ist ein werktätiger Mensch, der die Natur nicht nur genießt, sondern in ihr arbeitet und sie umgestaltet - Mensch und Natur verschmelzen in seiner Lyrik. Bis auf wenige Ausnahmen

sind seine Gedichte frei von politischem Bekenntnis. In vielen seiner Gedichte kommt die Liebe zur Heimat, zur deutschen Muttersprache und zur „unvergänglichen Schönheit der Mutter Wolga“ zum Ausdruck. Mit zahlreichen Versen wendete sich Andreas Kramer an die jungen Leser. Ohne aufdringlich zu werden, ohne Belehren-zu-wollen mit dem gehobenen Zeigefinger hatten seine Kindergedichte trotzdem immer einen ausgesprochen erzieherischen Charakter. Manche gingen in die Lehrbücher für den muttersprachlichen Deutschunterricht ein, andere wurden auf Schulveranstaltungen, bei Autorenlesungen oder Sprachwettbewerben vorgetragen.

Über Jahrzehnte erschienen seine Gedichte, Reportagen und Übersetzungen regelmäßig in den deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften. Vier Einzelbände mit Versen für Erwachsene und Kinder wurden in den Verlagen Barnaul und Almaty herausgebracht. Weitere zahlreiche Werke erschienen in Sammelbänden russlanddeutscher Autoren und Anthologien. Er übersetzte viel aus dem Russischen. Seit 1979 bis zum Zerfall der Sowjetunion war der Dichter Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR, später auch des Journalistenverbandes der UdSSR.

Im Gedichtband „Gedichte“, 2000 im Selbstverlag erschienen, setzt sich Kramer mit dem Thema Heimat besonders intensiv auseinander. „Der Zyklus ‚Begegnungen mit der kleinen Heimat‘ ist eine bald wehmütige, bald selbstkritische, mal optimistische Auseinandersetzung“, ist im Lexikon der russlanddeutschen Literatur von Annette Moritz nachzulesen. Der Zyklus entstand nach seinem Besuch in der Wolgaheimat im Jahre 1989 und in Erinnerung an den Traum einer möglichen Wiederherstellung der Wolgarepublik, als „wir darum kämpften, ja fast daran glaubten, dass es bald geschehen wird“, sagte der Dichter.

Von 1992 bis April 2010 lebte er mit seiner Ehefrau Linda, die ihm jahrzehntelang in allen Lebenslagen eine Stütze und treue Lebensgefährtin war, und den drei erwachsenen Kindern in Mainz am Rhein. Auch hier fand er Anschluss an die russlanddeutsche Literaturszene, die sich seit Mitte der 1990er Jahre konsolidierte. Er beteiligte sich an Seminaren und Tagungen, pflegte engen Kontakt zu alten und neuen Freunden und blieb seinem dichterischen und Lebenscredo treu: „Die Welt ist ... schön.“

Fotos: Privatarchiv
Vorbereitet von Erna BERG

Andreas KRAMER Über die Muttersprache

Wenn man meiner Muttersprache heute was zuleide tut,
denke ich an meine Mutter,
die schon lang im Grabe ruht.

„Ehrlich währst, mein Kind,
am längsten“,
sagte sie, „der ist ein Mann,
den man Faulpelz oder Lügner
nie im Leben nennen kann.“

Städte, Dörfer gibt es viele
auf der Erde, schön und groß,
doch dein liebes Heimatstädtchen
gibt's am Wolgaufer bloß.

Jedem Menschen reich
die Hände,
ob er weiß, ob schwarz er ist,
doch sag jedem dabei offen,
dass ein deutscher Mensch du bist.

Ehrenwert ist jede Sprache,
sie zu sprechen gib dir Mühe,
Muttersprache hast du eine,
eine nur, vergiss das nie!“

Wenn man meiner Muttersprache heute was zuleide tut,
denke ich an meine Mutter,
die schon lang im Grabe ruht.

Nehmen und Geben

Wir nehmen gern ein großes Stück
vom Leben.
Zu geben ist nicht jeder gern bereit.
Ich preise den, der es gelernt,
zu geben
der Mutter und dem Freund,
der Heimat und der Zeit.

In deinem Herzen

In deinem Herzen, in deiner Brust,
dort wohnt der Frühling mit seiner
Lust,
dort blüht noch immer wie einst
der Mai
und geht für mich nie mehr vorbei.
Aus deinem Herzen, aus deiner
Brust
will schöpfen ich Kraft und
Lebenslust.
Ich will erblühen in deinem Schein
und mich bemühen, dein Lenz
zu sein.

Mit mir teil, Sonne, deine Kraft

Mit mir teil, Sonne, deine Kraft
und deinen heißen Mut.
Die Finsternis wird weggerafft
von deiner lichten Glut.

Du musst mir deine Kräfte leihn –
als Mensch ist's meine Pflicht,
dein Kampfgenosse stets zu sein,
der mit dem Dunkel ficht.

Mein Tag ist heiß, mein Leben
schön.
Ich hab kein Recht zum Ruhn,
denn auf dem Wege, den wir
gehen,
gibt's vieles noch zu tun.

Mit mir teil, Sonne, deine Kraft
und deine heiße Glut,
dass niemals meine Hand
eschlafft
und nie versiegt der Mut..

Ich bin noch jung

Es regnet und die Sonne scheint,
der Kuckuck ruft im Haine.
In diesem Regen werd ich stark
und jung in diesem Scheine.
Und jener Kuckuck, der
mich ruft,
zählt mir noch viele Jahre.
Der Kuckuck weiß, ich bin noch
jung,
sind grau auch meine Haare.

Nina PAULSEN, Erna BERG

Sein Herz schlug für die Wolgaheimat

Am literarischen Sternenzelt der Nachkriegsliteratur der Deutschen in Russland steht Friedrich Bolger (1915-1988) als Prosaiker, hauptsächlich mit seinen urwüchsigen und volksnahen Schwänken und literaturkritischen Berichten ganz oben. Bolger verfasste weit mehr als 200 Gedichte und zahlreiche prosaische Werke, viele wurden mit Literaturpreisen gewürdigt. Außerdem übersetzte er Gedichte russischer Klassiker und zeitgenössischer Autoren ins Deutsche.

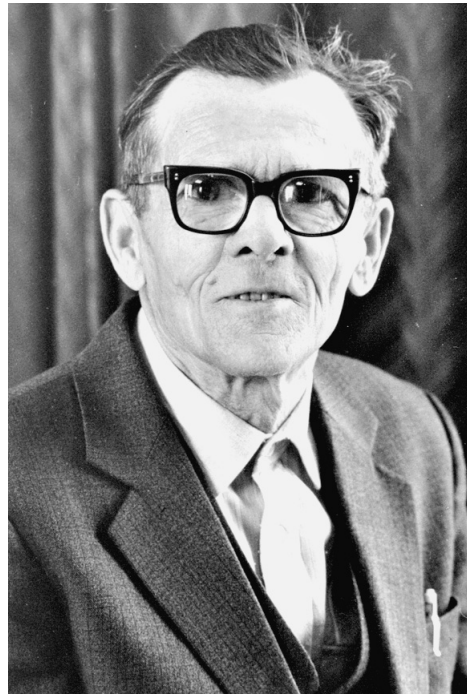
Literatur empfand Bolger in erster Reihe als einen gesellschaftlichen Auftrag. In vielen Gedichten ließ er seinen politischen und staatsbürgerlichen Standpunkt erkennen: „Ich bin der Schmied, / als Hammer gebt die Feder mir, / mein Amboss sei ein Stück Papier, / im Werktag klingt mein Lied“. Sein Herz schlug jedoch für die Wolgaheimat und sein Schmerz galt der Volksgruppe und der deutschen Sprache, die von der Macht planmäßig gegängelt und in den Untergang getrieben wurden.

Friedrich Bolger wurde am 12. April 1915 in Reinhardt am Karaman, einem Nebenfluss der Wolga, geboren. Nach der Bauernjugendschule war er kurz „Kulturarmist“, wie man die unvorbereiteten Dorfschullehrer nannte. Sein Vater arbeitete als Veterinärarzt, so entschied sich Friedrich mit 17 Jahren ebenfalls für ein Veterinärstudium. Sattelte jedoch bald um und bezog das Pädagogische Institut Engels. „Meine Bekanntheit mit Friedrich Bolger begann in der Pädagogischen Hochschule Engels, wo er durch seine ausgezeichneten Lernkenntnisse gut bekannt war. Auch die russische Sprache beherrschte er zu der Zeit schon geläufig. Hier beteiligte sich Friedrich an einem Literaturzirkel, wo damals die älteren Studenten wie Victor Klein, Dominik Hollmann, Herbert Henke und Georg Hardock mitwirkten“, erinnerte sich Pauline Bolger (geb. 1915), Bolgers ehemalige Kommilitonin und hilfreiche Lebensgefährtin.

In den 30-er Jahren veröffentlichte er Verse in den Zeitungen „Nachrichten“ (Marxstadt, Engels; 1918, 1920-1941), „Rote Jugend“ (Marxstadt, Engels; 1921-1941), „Junger Stürmer“ (Engels, 1931-1941) sowie in der Literaturzeitschrift „Der Kämpfer“ (bis 1936). Aus einer Bauernfamilie stammend, hatte er seine große Liebe zum Leben und zur Arbeit auf dem Lande, zur heimatlichen Natur durch sein ganzes Leben getragen. Was auch in seinem Schaffen beredten Ausdruck fand. Andere Quellen, die seiner Muse ständig Kraft und Nahrung gaben, waren die deutsche und russische klassische Literatur und natürlich das Leben selbst mit all seinen Wandlungen und Strapazen. Der Hauptheld seiner Lyrik war immer ein starker, gutmütiger Mensch mit aktiver Lebenshaltung, dessen Sinne und Trachten untrennbar mit dem Schicksal seines Heimatlandes verbunden waren. Auch die Strapazen der Kriegs- und Nachkriegsjahren brachen seinen Lebensmut nicht.

Der 2. Weltkrieg machte alles Erworbene zunichte und zwar für viele, viele Jahre. Bolgers Familie, damals hatte das Ehepaar zwei kleine Töchter, wurde nach Kasachstan deportiert. Danach folgten vier Jahre Arbeitsarmee beim Bau eines großen Hüttenwerkes in Tscheljabinsk. Aus der Arbeitsarmee wurde Bolger 1946 mit einer schweren Tuberkuloseform entlassen. „Die Verhältnisse im Arbeitslager waren besonders für jene unerträglich, die keinen Arbeiterberuf besaßen und nicht an schwere physische Arbeit gewöhnt waren. Lehrer wurden dort ja nicht gebraucht... Viel Mühe kostete es den Ärzten und mir selbst, um die Krankheit einigermaßen zu bekämpfen. An den Folgen litt er auch in den späteren Jahren“, erzählt Pauline Bolger.

„Es verging kein einziger Tag, wo es keine Toten gab. Wir, unterernährten, zerlumpten Männer sollten Gräber graben und die Toten unter die Erde bringen“, erinnerte sich Bolger. Wie unmenschlich sein Leben im Arbeitslager in Nordural auch war, beim Verseschreiben konnte er das Grauen des Alltags verdrängen. „Friedrich Bolger gehört zu den wenigen Autoren, die auch in den verhängnisvollen Jahren der Muse treu blieben. Aus Papiermangel schrieb er



so manche Strophe auf Birkenrinde oder auf ein Stück Papier von einem Zementsack. In den Kriegsjahren schrieb Bolger einige Dutzend Verswerke in russischer Sprache“, erinnerte sich Woldemar Herdt.

1946 kam Bolger mit seiner Familie nach Kasachstan zurück, wo er und seine Ehefrau Pauline kurze Zeit als Lehrer arbeiteten. Später zog die Familie ins Gebiet Omsk, Siedlung Tawritscheskoje; die Rückkehr in den Beruf wurde Bolger hier verweigert. Als gebildeter Mann konnte er jedoch im Handelssystem, als Inspektor der Staatsbank und zuletzt als redaktioneller Mitarbeiter einer Lokalzeitung unterkommen. Wie sehr ihm die erniedrigenden Umstände zusetzten, sagte er selbst in einem Brief (1962) an Woldemar Spaar: „...mich eckelt die Arbeit in der Bank einfach schon an, weiß aber nicht wohin. Dabei nimmt diese Arbeit alle meine Kräfte in Anspruch, und ich komme abends wie aus einer Folterkammer von dort nach Hause, mit leerem Hirn und ausgemergeltem Herzen. Wann soll man da Gedichte machen?“

Als 1957 die Zeitungen „Neues Leben“ und „Rote Fahne“ erschienen, begann Bolger mit großem Eifer wieder Deutsch zu schreiben. Seitdem wurden seine Gedichte, Erzählungen, Bühnenstücke, Humoresken, Schwänke und literaturkritischen Beiträge regelmäßig in den deutschsprachigen Periodika veröffentlicht. Den größten Aufschwung erlebte seine literarische Tätigkeit in den 60-70-er Jahren, als er Leiter der Kulturabteilung in der „Roten Fahne“ war. In diesen Jahren las er viel Goethe, Schiller, Heine, Kleist, Fontane, Herder, Keller und andere klassische und zeitgenössische Autoren, die sein Schaffen beeinflussten.

Bolger war ein verletzlicher, feinführender Mensch und Dichter, der in seinen Gedichten oft durch die Blume sprach, „er war eine unruhige Natur, immer eilend in der Angst, nicht alles vor seinem Ende erledigen zu können“, so Pauline Bolger. „Mein Mann hat Gedichte fast immer in der Nacht geschrieben und am Morgen mir vorgelesen. So war ich seine erste Zensur.“

Mit der Gründung der nach dem Krieg ersten deutschsprachigen Zeitung „Arbeit“ im Altai war der Beginn seiner aktiven journalistischen Tätigkeit verbunden. Als Bolger 1958 erfuhr, dass es in Slawgorod eine deutsche Zeitung gibt, konnte er nicht mehr lange abwarten. 1962 wurde er dann in der deutschen Redaktion „Rote Fahne“ in Slawgorod, Altairegion, eingestellt. Nahezu zehn Jahre prägte er das Antlitz dieser einzigartigen Zeitung mit, bevor er 1971 freischaffender Schriftsteller wurde. 1963 wurde er Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR.

Aus seiner Feder flossen Reportagen, Humoresken, Erzählungen, Schwänke und selbstverständlich Gedichte, derer er weit mehr als 200 verfasst hat. Seit 1962 entwickelte sich die „Rote Fahne“ zur Insel des Deutschtums in Sibirien und einem gewissen Zentrum der Literaturbewegung. In der „Roten Fahne“ kamen neben Friedrich Bolger

Autoren zusammen, die bereits in den Vorkriegsjahren ihre ersten literarischen Versuche machten: Waldemar Spaar (1923-2014), Andreas Kramer (1920-2010), Edmund Günther (1922-1982), Woldemar Herdt (1917-1997), Peter Klassen (1906-1998) und Alexander Beck (1926 - 2012).

„Friedrich Bolger gehörte nicht zu jenen, die nur am Schreibtisch klebten. Er verstand es, rasch das Wesen einer Sache zu erfassen, schob nichts auf die lange Bank und schmiedete das Eisen, solange es heiß war. Er formulierte scharf und präzise, fasste Beiträge in satirischer oder feuilletonistischer Art ab, mal kürzer, mal länger, aber immer treffsicher. ...“ erzählt Waldemar Spaar, zu der Zeit Chef vom Dienst des Blattes. „Sein Tagespensum in der Redaktion war recht umfangreich und schwierig. Artikel und Reportagen schreiben, Briefe beantworten, Gedichte überarbeiten. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel fast mit allen russlanddeutschen Autoren und stand angehenden Literaten zur Seite.“

Die zahlreichen Vortragsabende, Autorenseminare und Dichterlesungen, die die Redaktion damals in den deutschen Dörfern der Kulunda-Steppe veranstaltete, zogen auch russlanddeutsche Autoren aus anderen Regionen des Landes heran. Sie erlaubten es den Dichtern schneller als durch die Zeitung die Wirksamkeit ihrer Verse zu erproben und waren ein Beweis dafür, dass es ein Publikum gibt, das ein Interesse an der deutschen Literatur ihrer Schriftsteller hat.

Friedrich Bolger war bei den Dorfeinwohnern durch seine stimmungsvollen Gedichte und humorvollen Schwänke bekannt und beliebt. Waldemar Spaar erinnert sich: „Auch diesmal ist wieder das Klubhaus bis auf den letzten Platz besetzt, sogar in den Gängen steht man dichtgedrängt, Kopf an Kopf... Friedrich Bolger rezitiert das Gedicht ‚Mutter‘. Hier und da wischt sich ein altes Mütterchen mit dem Taschentuch eine verstohlene Träne aus den Augen. Eine Minute später liest der Dichter seinen Schwank ‚Aus lauter Lieb‘ vor, den er dem Volk abgelauscht und in saftiger Sprache aufgezeichnet hat. Alles lacht, sogar die alten Mütterchen, die sich noch eben einer Dankesträne nicht erwehren konnten, halten sich den Leib vor Lachen, schonen ihre altersschwachen Hände nicht, als der Schwank zu Ende ist, klatschen lebhaft und unermüdet.“

„Das Verserz, das Bolger in all den Jahren seines Schaffens in harten Mühen aus den Tiefen seiner Dichterseele und den Schatzkammern seines heißen Herzens zutage gefördert, im Schmelztiegel der Gedanken hinter seiner Grübelstirn geschmolzen, von Schlacke gereinigt und sorgfältig zu Gedichtzeilen verarbeitet hat, trägt zumeist das Gütezeichen erster Klasse“, so beschrieb Bolgers Dichtart der Schriftsteller Rudolf Jacquemien (1908-1992).

Mit einem seiner ersten Gedichte der Nachkriegszeit „Herbst“ markierte Bolger sein Lebenscredo: Mensch und Natur sind ein Ganzes, schwermütige Stimmung kann von Willensstärke und unbeugsamer Lebenskraft besiegt werden. Naturerscheinungen und Naturbilder dienten ihm in zahlreichen Gedichten als Handlungsrahmen und Metapher. Aber oft auch als Vergleich für den entwurzelten Menschen, der jedoch so viel Lebenskraft und Lebenswillen besitzt, um den Schicksalsschlägen standzuhalten.

Er griff oft zur Allegorie und legte in jede Naturbeschreibung menschliche Gefühle, Erfahrungen und philosophische Gedanken ein: In einem schlichten Stil und einer aussagekräftigen Sprache. „Bolgers Gedichte sind einfach und schlicht, aber poetisch stark. Klangfülle und thematische Weite, wie wir sie leider in unserer Lyrik noch oft missen. Ja das Einfache. Es verlangt eben Meisterschaft, kostet zähen Fleiß. Der Dichter hat es schwer, dafür haben es seine Leser leicht“, äußerte sich Waldemar Spaar.

„Friedrich Bolger ließ kein einziges Thema unserer bewegten Epoche unbesungen“, so der russlanddeutsche Lyriker Woldemar Herdt (1917-1997) im Vorwort zu Bolgers „Lesebuch“ (1989). In seinen Natur-, Heimat- und zeitgeschichtlichen Gedichten, Erzählungen, Bühnenstücken und Schwänken/

Humoresken mit moralisierend-kritischem Anstrich sowie Geschichten und Märchen für Kinder griff Bolger gleichermaßen ernste Themen (Schicksal der Russlanddeutschen, politisches und Zeitgeschehen, Tod und Vergänglichkeit des Lebens) wie humorvolle Begebenheiten aus dem russlanddeutschen Dorfleben auf, die er in seinen Werken auf verschiedene Weise verarbeitete.

Der 2. Weltkrieg, der seine Träume und Hoffnungen zunichte machte, bedeutete für den Menschen und Dichter Bolger einen besonders tiefen Einschnitt, den er jahrelang auch in seiner literarischen Tätigkeit zu verarbeiten versuchte. Vor allem Themen wie der Kampf für den Frieden und gegen das Wettrüsten, Völkerfreundschaft, Tod und Leben beschäftigten ihn sehr. Mit dem Gedichtzyklus „Menschen, reicht euch die Hände!“ warnte er vor den Schreckenstaten des Faschismus und vor einem neuen Krieg. In „Sachsenhausen“ und „Die Glocken Mahnen“ führte Bolger nach dem Beispiel von Dantes „Hölle“ das Grauenhafte des Krieges vor, er lässt die ermordeten, niedergemetzelten, vergasteten und erhängten Opfer auferstehen und an die Welt appellieren „Nie wieder Krieg!“

Auch „Bolgers Erzählungen spielen in der Regel vor dem Hintergrund von Krieg und Vertreibung der Russlanddeutschen. Häufig wird die Vergangenheit aufgerollt, wenn deren Auswirkungen auf die Gegenwart sichtbar werden. Die Erzählungen zeichnen sich durch klaren Aufbau und deutlichen Spannungsbogen aus“, ist im Lexikon der russlanddeutschen Literatur zu lesen (Annette Moritz). Im Dialog der handelnden Personen oder in der Ichform macht der Erzähler das tragische Geschehen greifbar: Das Auseinanderreißen von Familien („Blut wird nicht zu Wasser, aber...“), die Sorge um das tägliche Brot („Ein Stückchen Brot“) oder die Treue der Deutschen gegenüber ihrer russischen Heimat („Der vergessene Grabhügel“).

Bolgers Schwänke und Humoresken, überwiegend in der Mundart verfasst, griffen auf alltägliche, witzige Szenen aus dem Bauern- und Dorfleben der Russlanddeutschen zurück. Auch in den Bühnenstücken übernahm Bolger sowohl die Themen seiner Erzählungen („Die Entscheidung“ – Krieg als Hintergrund) als auch seiner Schwänke (Sketsch „Wäs Katrin“).

Bolger galt auch als einer der besten Nachdichter und Übersetzer der russlanddeutschen Literaturszene. Er hatte ein feines Gefühl für beide Sprachen. Er konnte Versmaß, Gefühl und Gedankenwelt sehr treffend und originaltreu wiedergeben. Metrisch, inhaltlich und stilistisch lag ihm die Denk- und Dichtweise von Jessenin, Puschkin, Lermontow oder Tjutschew am nächsten. Mit Jessenin hat er sich besonders intensiv beschäftigt. Außer mehreren Gedichten gehören zu Glanzleistungen auch der Verszyklus „Persische Motive“, das Poem „Anna Snegina“ oder „Der schwarze Mann“, das er noch kurz vor dem Tode übersetzte.

Bolger übertrug auch viele zeitgenössische Autoren verschiedener Nationalitäten ins Deutsche. Daher sind viele schöpferische Freundschaften entstanden. Das hatte unter anderem zur Folge, dass auch die russlanddeutschen Autoren ins Russische übersetzt und so dem landesweiten Leserpublikum in Literaturalmanachen und verschiedenen Sammelbänden vorgestellt wurden.

Bolgers Werk ist in einigen Einzelbänden zusammengefasst: „Weil Mensch du bist“ (Barnaul, 1966), Gedichte (Barnaul, 1971, Russisch), „Des Dichters Herz“ (Moskau, 1973), „Ich bin ein Mensch“ (Barnaul, 1974, Russisch), „Neuer Tag“ (Barnaul, 1978, Russisch), „Mein Heim“ (Barnaul, 1985), „Lesebuch“ (Gedichte und Prosa, Alma-Ata, 1989). Außerdem ist er Mitautor von etwa 40 Sammelbänden und Anthologien, die in Barnaul, Moskau, Alma-Ata oder Wien erschienen sind. Bolger publizierte in der deutschsprachigen Periodika „Neues Leben“ (Moskau, seit 1957), „Rote Fahne“ (Slawgorod, seit 1957), „Freundschaft“ (Zelinograd, seit 1966), „Heimatliche Weiten“ (Moskau, 1981-1990).

Foto: VadW-Archiv

Vorbereitet von Erna BERG

LITERATUR

NEUE BÜCHER

Aus Bolgers schlichten Feder

Mein Heimatland – mein Wolgastrand!

In weiter, weiter Ferne
denk ich, verrufen und verbannt,
umwogt von heißem Wüstensand
an deine hellen Sterne,
an deine Bäche, himmelblau,
an deine trauten Lieder,
an deine Flur im Morgentau...
O Wolgagau, o Heimatau,
wann sehen wir uns wieder?

Wir scheuten Mühe nicht und Fleiß,
o heimatliche Erde,
wir düngten dich mit Blut und Schweiß
und wünschten eins uns nur zum Preis,
dass dich kein Feind gefährde.
Wir glaubten uns in sicherer Hut
im Sowjetheimatlande
und weihten ihm des Herzens Glut,
erkämpften uns mit Todesmut
ein Heim am Wolgastrande.

Ich hatte einen treuen Hund,
der laut und bitter klagte,
als man mich schwach und ungesund,
ganz ohne Schuld und ohne Grund
aus meinem Haus verjagte.
Er witterte doch wohl Verrat
und kläffte, protestierend,
als mich ein fremder Strafsoldat,
dem nie ich etwas Böses tat,
zum Bahnhof eskortierte.

Von Moskau kam das harte Wort,
mit Meuchelhand geschrieben:
Ich musste von der Wolga fort –
aus meiner Väter Heimatort,
von allen meinen Lieben,
vom Bach, wo meine Wiege stand,
wo oftmals ich gegessen,
bis fern im West die Sonne schwand...
O Heimatstrand, o Wolgaland,
wie könnt ich dich vergessen!

Nicht viel ist's

Nicht viel ist's, was ich schuf, nicht viel.
Ich kann nur wenig hinterlassen:
Wer spät beginnt, kommt nicht zum Ziel,
wird oft der Musen Gunst verpassen.

Ich suchte lange... immerfort,
und mancher Traum ging mir verloren.
Doch jede Zeile, jedes Wort
hab ich als Schmerzenskind geboren.

Zuweilen zischt der grüne Neid:
„Bei gutem und bei schlechtem Wetter
sind andre Dichter startbereit
und füllen unsre Zeitungsblätter.“

Du aber... Sei mal nicht so faul!
Schwingst einmal alle Jubeljahre
dich auf den alten Musengaul...
Zieh ihm mal fester die Kandare!“

Dann tröst ich mich: Nicht jedermann
macht jede Stunde ein Gedicht.
Ich schreibe schwer... Doch anders kann –
verzeiht - doch anders mag ich nicht.
Dann klage nicht. Ich bin dazu bereit.
Wer glüht im Leben, muss einmal verbrennen...
Wohl dem, wer dann verbrennt zur rechten Zeit!

Der alte Baum

Schon ganz vergilbt, steht er vor meinem Haus.
Ich hör bei Nacht ihn knarren sacht und klagen.
Er ist erschlaft. Mit seinem Lied ist's aus.
Nun möchte er ruhn in seinen alten Tagen.
Er möchte ruhn... Wie kann er aber ruhn,
wenn kalte Regen auf ihn prasseln nieder
und Stürme drohn - ein tobender Taifun
sein Kleid zerreißt, verrenkt die müden Glieder!
Da bäumt sich auf der Baum, setzt sich zur Wehr.

Auch diesen Ansturm wird er niederzwingen
und neu erstehn... O könnt ich so wie er
zum zweiten Mal erblühen und Früchte bringen!
...Die dünnen Blätter sind verweht im Schnee,
die starren Zweige bar der letzten Säfte.
Doch lebt der Baum, die Wurzeln krallen zäh
an Mutter Erde sich und sammeln Kräfte.
Ich schau durchs Fenster auf den alten Baum.
Sein heldenhaftes, nimmermüdes Ringen
um Licht und Sonne ruft manch edlen Traum
im Herzen wach, verleiht zum Flug mir Schwingen.

Mein schönster Tag

Ich weiß, die Zeit ist mir schon knapp bemessen,
ich nutz sie deshalb dreifach. Dass ihr's wisst:
ich habe schlaflos manche Nacht durchsessen,
um zu verlängern meines Lebens Frist.
Wer schläft - ist tot. Hab zu begleichen
viele schwere Schulden. Und hier auf Erden
noch so viel zu tun. Doch ach, Freund Hein,
der finstere Geselle, kapiert das nicht
und klopft an meine Tür. Was will er nur?
Mich? Leer ist seine Hölle?
Ich armer Sünder, kann doch nichts dafür.
O, ich verlebte wundervolle Stunden!
Doch bricht mein schönster Tag erst morgen an.
Was mach ich da? Aha, ich hab's gefunden:
Ich schick ihn weg, den frechen Sensenmann.
Mag er auf seinem Lauerposten Grillen fangen,
wenn's ihm so gefällt...
Ich sitz am Tisch. Ein Tag glüht auf im Osten –
mein schönster Tag erwacht am Himmelszelt.

Wege

Die leichten Wege reuen
uns wie ein blödes Spiel.
Des schweren Wegs erfreuen
wir uns, wenn wir am Ziel.

Ein leichter macht uns Beine –
dann hindert kein Geheg.
Durch Hecken und durch Steine
führt uns der schwere Weg.

Der schwerste von den Wegen
bringt über Leid und Schmerz
wie über Glück und Segen
uns zu des Menschen Herz.

Der Hirsebrei

(Schwank)

Nach dem Tod seiner Frau wollte Vetter Heinrich allein
bleiben. Es gäbe keine Frau mehr, meine er, die für ihn passen
würde. „Des sin mr allweil so Weibsleut“, sagte er gewöhnlich,
wenn man ihn fragte, warum er sich nicht eine Frau nehme, „die
könne dr Hirsebrei noch net mol koche, wie sich's gehört“.

Es fiel ihm aber immer schwerer, so allein zu wirtschaften, und
als sich seine letzte Tochter verlobte und dann mit ihrem Mann ins
Nachbardorf zog, entschloss er sich, kurzerhand zu heiraten.

Er suchte lange, bis er eine Frau fand, mit der er glaubte
leben zu können. Es war die hübsche Kaisers Wäs Emma. Sie
war in seinem Alter und kinderlos. Ihren Mann hatte sie auch
schon lange beerdigt.

Vetter Heinrich besuchte sie einige Male und war zufrieden.
Ihr Haus war jedesmal schön aufgeräumt, und sie selbst immer
schlicht, aber geschmackvoll gekleidet.

„Wolle unser Poppelappe zusammeschmeisse, Emma“, sagte
er einmal zu ihr, als sie so recht vergnüglich beieinander saßen.
„Du stehst allaanig in dr Welt, mir geht's gradso.“

Wäs Emma kannte den Alten schon früher. Sie hatte nichts
dagegen, auf ihre alten Tage mit ihm zusammen zu leben.
Aber noch ehe sie ihre Zustimmung gegeben, fragte sie Vetter
Heinrich unverblümt:

„Koche kannste doch?“

Wäs Emma blitzte ihn voller Verachtung an. „Koche kann
ich, Vetter Heinrich“, sagte sie schnippisch, „awer wann dr e Fraa
nor zum Koche braucht, do seidr net an die recht komme!“

„No sei nor gleich net so garstig“, meinte er beschwichtigend,
„ich hatt's net bös gmaant. Awer ich muss e Fraa hun, wu
dr Hirsebrei koche kann. Ich tät'n drliebste dreimol dr Tag esse.“

„Hirsebrei kann e beliebig Fraa koche“, räsionierte Wäs Emma.
Sie hatte ihren Witwenstand längst satt und freute sich über
den Antrag des Alten, aber seine Magd wollte sie nicht sein.

„Ich denk, Vetter Heinrich“, sagte sie daher, „des hot noch
Zeit mit uns, des brauch mr net iwers Knie breche.“

Aber schon, nach einigen Tagen zog sie doch mit Sack und
Pack zu ihm. Gleich am anderen Tag sagte Vetter Heinrich
dann: „Koch mr doch heit mol Hirsebrei!“

Wäs Emma kochte ihm einen guten Brei und strahlte vor
Glück im Vorgefühl des zu erwartenden Lobes.

„Naa, Emma, dr Hirsebrei kannste net koche“, sagte aber
Vetter Heinrich, nachdem er den Brei versucht hatte. „Mei
erscht Fraa hot'n annerscht gekocht.“

Wäs Emma war zutiefst gekränkt. Sie sagte aber kein Wort.
Weil Vetter Heinrich gleich wieder gut zu ihr war und sie nach
dem Essen sogar abschmatzte, konnte sie ihm nicht weiter
gram sein und entschloss sich, das nächste Mal den Hirsebrei
noch besser zu kochen.

Als Vetter Heinrich am Tag darauf wieder seine Leibkost
verlangte, suchte sie erst das Kochbuch bei. Aber sie hatte
Pech. Vor Ärger kamen ihr die Tränen.

„No, was is dr dann, Emma?“ fragte Vetter Heinrich, als er
zum Mittag in die Küche trat.

„Dr Hirsebrei is mr ongebrennt“, schluchzte sie verdrossen.
Schüchtern stellte sie ihm den Teller vor.

„Emma“, rief dieser aber gleich nach dem ersten Löffel,
„dessemol hostes getroffe! So hot mei erscht Fraa gekocht.“

„Die Welt ist schön“

Anfang dieses Jahres traf in der ZFD-Redaktion eine angenehme Überraschung ein. Es war das Buch von Tamara Kudelin „Die Welt ist schön“, in dem sie sachlich und überzeugend, ohne in Tochtergefühlen zu zerfließen, über das Leben und Schaffen ihres Vaters, des Dichters und Schriftstellers Andreas Kramer erzählt. Das Buch ist zweisprachig erschienen, wobei die deutsche Übersetzung des Textes von Kramers Schwiegertochter Lilly KRAMER gemacht wurde.



Der Name Andreas Kramer war mir schon als Kind bekannt, denn die „Rote Fahne“ war die Lieblingszeitung meiner Großmutter und wurde von ihr sozusagen von A bis C durchgelesen. Später in der Schule lernten wir auf Anregung unseres Deutschlehrers Heinrich Voth, der beiläufig gesagt ehrenamtlicher Dorfkorrespondent der deutschsprachigen Zeitung war, viele Gedichte von Andreas Kramer auswendig.

Das Schicksal wollte es so, dass ich 1979 Mitarbeiterin der „Roten Fahne“-Redaktion wurde, und Andreas Kramer, wie auch die anderen Althasen des Blattes - wie sie von uns Anfängern genannt wurden - Waldemar Spaar, Edmund Günther und Alexander Beck persönlich kennen lernte. Und wenn ich anfangs eine gewisse Angst gegenüber diesen schon damals namhaften Persönlichkeiten verspürte, begriff ich jedoch bei näherer Bekanntschaft sehr schnell, dass sie in ihrem Wesen einfache Menschen mit all ihren Schwächen und Stärken waren. Als ich mich einigermaßen eingelebt hatte und in drei Monaten von einer Korrektorin zur Korrespondentin heranrückte, wurde Andreas Kramer, damals stellvertretender Redakteur und Leiter der Parteiabteilung, sozusagen mein Pate.

Er war, um ehrlich zu sein, ein strenger, wenn auch, wie ich es heute sehe, gerechter Lehrer. Mein erster Artikel, auf den ich ziemlich stolz war, landete ohne viele Worte in den Korb. Es kostete mir bittere Tränen, aber ich machte mich wieder hartnäckig an die Arbeit und gab mir Mühe jedes Wort zu prüfen und jeden Satz gründlich durchzudenken. Als der Artikel dann doch, wenn auch mit weiteren Korrekturen meines Paten, in der Zeitung erschien, war ich stolz und zufrieden. Es war eine gute Schule für mich, denn ich lernte, mit Wörterbüchern arbeiten und jedes Thema gründlich durcharbeiten.

So begann es. Und heute, nach 40 Jahren meiner Arbeit in der Zeitung „Rote Fahne“, „Zeitung für Dich“, bin ich mir völlig bewusst, dass ich großes Glück hatte, mit solchen Menschen wie Andreas Kramer und die anderen Althasen des Blattes zusammen zu treffen, dass ich vor allem ihnen meine Deutschkenntnisse und meine Liebe zur Literatur der Russlanddeutschen zu verdanken habe.

Obwohl ich, wie schon gesagt, Andreas Kramer persönlich kannte, erfuhr ich aus dem Buch von Tamara Kudelin viel Neues über das Leben und Tun des Dichters. Lobenswert ist wie seine Kinder und Enkel so sorgfältig und liebevoll das Material ihres Vaters und Großvaters aufbewahrt und systematisiert haben. Und die vielen Fotos, die das Buch illustrieren, zeigen den Menschen, Vater, Ehemann und Dichter allseitig und treffend.

Abschließen möchte ich meinen Artikel mit einem Auszug aus dem Schreiben von Andreas Kramer zur Jubiläumsbroschüre zum 40. Jahrestag der Zeitung: „Wenn ich im Leben nichts Anderes getan hätte, als das liebe Blatt 'Rote Fahne'/'Zeitung für Dich' mitgestalten, so könnte ich heute unverhohlen sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt!“

Diese Worte sind wie aus meinem Herzen gesprochen, denn auch ich kann heute ohne zu übertreiben dasselbe von mir sagen.

Erna BERG

Alexander DIETZ

Die Tafelrunde

Gewidmet dem 75. Jubiläum des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg 1941-1945, meinem Vater und dem Bruder, Christian und Gottlieb Dietz, beide Trudarmisten.

(Schluss. Anfang ZFD Nr. 4,5)

In der Baracke ist es schwül.
Der Traum - ein Grab.
Der Atem stockt,
Röchelnde Kehlen ...
Tadeusch BOROWSKY

TEIL 1

Von draußen her erschallte Idas Ruf: „Hermann! Aber Hermann! Leg diesen Walzer noch mal auf.“

„Sieh mal, wie ein Glöckchen“, lächelte Wochmin etwas unnatürlich. Er wurde betrunken, die Augen flimmerten allmählich, doch hielt er sich aufrecht. Wilhelm Andrejewitsch konnte sich an keinen Fall erinnern, wo sein Chef beim Trunk die Kontrolle über sich verloren hätte. Auch jetzt hielt er die Gesprächsline aufrecht: „Mehrals hörte ich im Hospital Musik von Strauß... Glanzvolle Musik, ohne Zweifel“, Pawel Wassiljewitsch schielte nach Kraft und fragte: „Ich hab dich nicht verstanden, Wilhelm: Gehst du morgen zur Versammlung, oder nicht?“

„Sieh an, hat's nicht vergessen!“, dachte Wilhelm für sich. Laut aber sagte er: „Wollen ein Gläschen stülpen. Pawel!“, und langte nach dem Schnaps.

„Auf die Gedenkstätte?“
„Du kannst auch auf sie trinken“, erwiderte der Hauswirt ruhig. Es kratzte ihn auf der Seele, seine Hand mit der Flasche zuckte nervös.

„Und du?“, Wochmin hob die Brauen.

„Wenn du es grad so haben willst, trinke ich auch“, seine Stimme klang erregt.

„Warte mal, warte, wie soll ich das verstehen, Wilhelm?“

In Wochmins Augen flammten Fünklein auf. „Hab's schon lange bemerkt: Du nimmst nicht teil am Tag des Sieges.“

Ja, der alte Kraft besuchte keine Meetings, Prozessionen, feierliche Veranstaltungen, die dem Fest des Sieges gewidmet waren. Nicht dass ihm dieses Fest zuwider war, nein! Der Neunte Mai ist auch ihm heilig. Einmal war Wilhelm Andrejewitsch auf solch einem Meeting, kam aber verstört und wie zerschlagen zurück. Wie viele Jahre sind seitdem vergangen, er kann seine Abneigung nicht bezwingen. Allein Maria kennt die wirklichen Ursachen, warum ihr Mann dieses Fest scheut. Aber sie verurteilt ihn dafür nicht.

„Weißt du, Pascha, lassen wir dieses Gespräch.“ Wilhelm Andrejewitsch schluckte den bitteren Wein hinunter, schaute finster drein und sagte: „Komm lieber an die frische Luft.“

„Nein, Wilhelm, ich bin nicht einverstanden!“ Wochmin plusterte sich auf. „Ich will wissen, was du gegen dieses Fest hast? Na gut, es hat mal eine Zeit gegeben, als man euch ... Aber man muss doch einsehen, wie viel Leid und Unheil uns die Deutschen angetan haben...“

„Das waren nicht einfach Deutsche, sondern Faschisten! Und solche gab's nicht nur in Deutschland. Und überhaupt, was hatten wir mit den Faschisten zu tun?!“, Wilhelm Andrejewitsch atmete schwer.

„Na, weißt du, im Eifer kann man wer weiß was anstellen! Es wird Zeit, die Kränkungen zu verdrängen, über sie erhaben zu sein, sonst... Dazu ... Der Neunte Mai wird auch in Deutschland gefeiert“, schloss er schon etwas ruhiger.

„Habe ich etwas gegen das Fest gesagt?“

In der Küche zerbrach ein Teller, und das Jammern von Oma Erna drang durch den Raum: „Mein Gott! Mein Gott!“

„Du hast aber auch nichts „für“ das Fest gesagt, daher kommt mir allerlei in den Sinn.“ Pawel Wassiljewitsch sah ihn prüfend an. Er führte das Glas an die Nase, roch, als ob er sich überzeugen wollte, dass darin wirklich Wein war, und leerte das Glas mit einem einzigen Zug. Langsam stellte er es zurück, schob zwei Stückchen Speck in den Mund und kaute.

Derweil schaute Wilhelm Andrejewitsch gedankenverloren auf den Wandteppich, auf dem mit ungeübter Hand ein junges Paar, auf einem Baumstamm sitzend und sich zärtlich küssend, abgebildet war. Als ob er diese Szene zum ersten Male gesehen hätte ... Dann raffte er sich auf und seufzte betrübt: „Lass sein, Pascha, es lohnt sich nicht.“

„Nein, Kraft, erkläre wenigstens, was und wie?!“ Der Gast gab nicht auf.

„Was soll ich dort?“ Der Schmerz in Wilhelms Stimme war unverkennbar. Das Blut hämmerte in den Schläfen, die Brust drückte ein Klumpen Aufregung. Dieses Gesprächsthema gefiel ihm nicht. „Dorthin werden die einstigen Frontkämpfer mit ihren Familien kommen, die Schüler müssen auch zugegen sein. Kurz... Leute gibt's da auch ohne mich genug.“

„Was drückst du dich, Wilhelm!“, unterbrach ihn Wochmin. „Sag lieber: ein Nörgler sitzt in deinem Herzen! Ich wusste nicht, dass du so nachtragend bist.“ Er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Diesmal bist du im Unrecht, Wasilitsch! Übrigens, das ist deine Sache. Ich will kein weißer Rabe sein: dort wird's Tränen und Verwünschungen geben. Man wird die Gefallenen ehren ... Warum sollten wir die Hinterbliebenen hindern zu trauern?“

„Und du trauerst mit allen mit“, warf Pawel Wassiljewitsch trocken ein.

Vom selbstgebastelten Lampenschirm ließ sich ein Spinnlein am Faden herunter. Plötzlich kam Wilhelm Andrejewitsch der Gedanke: Erreicht diese Insektenfängerin die Höhe seiner Augen, so sagt er dem Wochmin alles, was er über dieses Thema denkt - er hatte es ja selbst so gewollt. Das Spinnlein schien Krafts Gedanken erraten zu haben, es hing jetzt am Faden in Höhe seiner Nase.

„Niemand braucht mich dort, Pawel. Kannst du das verstehen? Und auch meine Trauer gehört nur mir. Es gibt, scheint's niemanden, der sie mit mir zu teilen wünscht. Ich habe während des Krieges Vater und Bruder verloren, und auch die Mutter starb bald nach der Heimkehr aus der Trudarmee - an Schwindsucht. Und auch Maria hat Vater und Bruder verloren ... Aber niemand wird ihr Andenken ehren auf dem Meeting, nicht namentlich erwähnen.“ Wilhelm keuchte gequält, sein Mund verzerrte sich nervös.

„Das ist nicht der richtige Vergleich.“ Wochmin schritt höchst erregt hin und her. „Im Krieg wurden Menschen erschlagen, in der Trudarmee geschah das doch nicht?! Dort starben die Leute eines normalen Todes.“

„Normal, sagst du?! Normal gestorben?“ Krafts schmales Gesicht verfinsterte sich. „Nei-ein, Pascha, fehlgeschossen: die Deutschen wurden in der Trudarmee auch getötet - moralisch, durch unerträgliche, alle Kräfte übersteigende Arbeitsverhältnisse, durch Hunger! Aber was weißt du schon davon?!“

Wilhelm Andrejewitsch sprang auf, wild stieß er die Tische auseinander, schleuderte eine Bank zur Seite und lief hinaus.

„Was geht hier vor?“, Maria schaute erschrocken zur Tür herein. Fast hätte Wilhelm sie umgerannt.

„Alles normal, Maria“, Wochmin lächelte entschuldigend. Und nach einigem Schweigen: „Wir haben uns da etwas unterhalten ...“ Maria rückte die Tische zurecht, hob die Bank auf, Wochmin betrachtete sie nachdenklich. Woran dachte er jetzt, wer weiß? Vielleicht bereute er, auf diesem Thema bestanden zu haben. Oder hatte Maria selbst seine Aufmerksamkeit erregt? Sie ist nicht mehr jung, das stimmt, aber immer noch hübsch und betörend ... Die Männer auf der Straße schauen sich immer noch nach ihr um. Wochmin machte den Mund auf, sagte aber nichts.

Maria wandte ihm ihr strenges Gesicht zu: „Sie wollten etwas sagen?“ Ihre Schroffheit bedeutete so viel wie: Schweig lieber!

Zum Glück kamen Wladimir und Ida heneingestürzt. „Man hat uns zu Ihnen geschickt, Pawel Wassiljewitsch, sonst kommt Tante Ljuba Sie holen!“

„Deine Braut?“, fragte der Vorgesetzte. Man konnte wirklich nicht behaupten, der Mann sei stark betrunken.

„Sie kann selbst darauf antworten“, lächelte Wladimir Ida zu.

„Hast ihn lieb, unseren Adler?“, fragte Wochmin das Mädchen ebenso stur.

„... Über Liebe spricht man nicht in Worten, über Liebe seufzt man nur verstoßen, und die Augen leuchten hell.“

„Du dachtest auch noch? Keine Sünde für solche Schöne!“

„Ach, nein, Onkel Pascha, das sind Jessenins Worte ...“ Ida schwieg verlegen, ihre Wangen glühten

„Ich sehe, du hast ihn lieb. Ein schönes Paar!“ Pawel Wassiljewitsch war sichtlich zufrieden. „Oder spielt ihr bloß?“

„Wieso? Nein, im Herbst wollen wir heiraten“, sagte Ida. Wladimir war froh und zufrieden. Es berührte ihn angenehm, dass der Vorgesetzte ihn hervorhob (nach der Mittelschule hatte Wladimir in demselben Betrieb, wo auch Vater werktete, die Arbeit als Dreher aufgenommen). In freudiger Hast küsste er Ida auf die Wange, nahm einen Bissen vom Tisch, ließ die Braut davon abbeissen und steckte den Rest in den eigenen Mund.

„Geh, mein Sohn, ruf die Gäste ins Haus“, sagte Mutter. „Und du, Ida, hilf den Mädchen, die Tische zu decken.“

TEIL 2

„Wo bin ich denn?“, brummte Pawel Wassiljewitsch und sah sich verwirrt um. „Ljuba! Ljuba!“

„Was ist, Wasilitsch?“, flüsterte Kraft

„Wilhelm?“, wunderte sich jener.

„Ja, Pawel, ich bin's. Schlaf weiter! Sonst wecken wir die anderen.“ Wilhelm Andrejewitsch legte sich auf den Rücken und massierte seine gedrückte, eingeschlafene Hand.

„Wo sind wir denn eigentlich?“, Wochmin scharfte mit der Hand um sich herum.

„Bei uns“, erwiderte Kraft leise.

„Und wer schläft dort?“, allmählich kam Pawel Wassiljewitsch zu sich.

„Das sind Wolodja und Hermann.“

„Und wo ist Ljuba?“, stutzte der Gast.

„Deine Ljuba ist auch hier“, beruhigte ihn Wilhelm Andrejewitsch. „Bei Maria schläft sie, in der Stube.“ Pawel Wassiljewitsch atmete erleichtert auf, redete aber weiter: „Da hab ich gestern wohl zu viel abgekriegt?“

„Alles normal, schlaf jetzt!“, sagte Wilhelm Andrejewitsch gutmütig, obzwar er ahnte: Wochmin wird nicht mehr schlafen.

„Wilhelm, ich habe vielleicht Unnötiges geschwätzt?“ Nach und nach fiel ihm ein, was gestern war und wodurch der Streit zwischen ihnen entstand. Was weiter war, lag im Nebel. Und das beunruhigte ihn: Womöglich hat er Unglaubliches gedroschen?

„Schon gut, Pascha“, Kraft zog die Decke übers Ohr, er wollte schlafen.

„Wilhelm, verzeih mir, dem Dummkopf. Weiß selbst nicht, was mir zu Kopfe stieg“, schalt er sich aufrichtig.

„Ich sagte doch schon, reg dich deswegen nicht auf, alles ist gut! Vielleicht war's auch besser so, dass wir das besprachen.“

Aus der Kinderstube, wo Polina, Katja und Ida auf dem Fußboden lagen, war schlaftrunkenes Schelten zu hören. Jemand hielt jemanden am Kragen. Im Traum.

„Weißt du, Wilhelm“, Pawel Wassiljewitsch stieß das Kissen an die Wand, stützte den Rücken drauf, „du hast gestern völlig Recht gehabt: Wenig, sehr wenig wissen wir voneinander... Fast ein Vierteljahrhundert arbeiten wir zusammen in ein und demselben Werk, aber - wie ich jetzt sehe - kennen wir einander nicht.“

„Das stimmt schon. Nur von Arbeit ist die Rede.“ Wilhelm Andrejewitsch richtete sich auf, umschlang mit den Händen die Knie. „Aber was sich in der Seele tut, das kümmert keinen Menschen.“

„Auch jetzt hast du recht“, stimmte Wochmin zu. „Wie haben dich gestern meine Worte getroffen! Ich gestehe, erst jetzt begreife ich den Schrei deiner Seele. Die Deutschen, die Deutschen! Im Grunde genommen, was wissen wir von euch? Der Krieg hat auch euch mit seinen Ketten gewalzt.“

„Wenn's nur der Krieg wäre, Pawel.“ Schwer und bedrückt kamen die Worte. „Ach, wollen wir erneut die Seele quälen?“

„Übrigens, erzähl, Wilhelm, was war und wie es war?“ Aus reinem Herzen kam diese Einladung Wochmins. „Wann kommen wir wieder mal dazu?“ Pawel Wassiljewitsch hätte den Wirt gern in die Küche gebeten, er hätte gern ein Gläschen getrunken, doch er bezwang sich: Das Meeting stand bevor.

„Es ist schwer, darüber zu reden, Pawel...“

„Erzähl, erzähl, Wilhelm, dir wird's leichter werden. Hab's selbst erlebt.“

Wilhelm Andrejewitsch stützte das Kinn auf die Knie und antwortete halblaut: „Mir persönlich wird's vielleicht leichter. Wie aber steht's mit allen anderen Deutschen?“

„Vielleicht fällt uns beiden zusammen was ein“, ermunterte ihn Pawel Wassiljewitsch.

„Wir zwei, was können wir schon?“, meinte Kraft unentschlossen, aber das klang nicht mehr so kategorisch. „Mit Herz und Verstand begreife ich, dass der Krieg, der verfluchte Hitler, viele Menschen getötet, zu Krüppeln gemacht, viele Schicksale zermalmt hat, Zerstörung und Elend hat keine Familie verschont. Für alle war es schwer, sehr schwer. Aber die Sowjetdeutschen haben nicht nur unter Hitler gelitten, sondern auch unter der Sowjetmacht Was aber über meinen Verstand geht ist das: Stalin hat uns allen, ohne Ausnahme, Etiketts angehängt: Spione, Verräter, Helfershelfer Hitlers...“

„Bist du sicher, Wilhelm?“, Wochmin fragte ehrlich verwundert. „Noch nie hab ich davon gehört dass ihr alleamt beschuldigt wurdet.“

Kraft hob den Kopf, straffte sich wie eine Saite, hielt sich aber im Zaume. „Du solltest den Stalinschen Erlass lesen, ja den vom 28. August 1941“, sagte er schon ruhiger. „Freilich, du wirst ihn nicht finden. Ich habe ihn gelesen. Ich verstehe doch auch was, hab nicht umsonst die Siebenjahrsschule beendet und ein Jahr im Technikum zugebracht.“

„Und so steht's in diesem Erlass?“, Pawel Wassiljewitsch zischte durch die Zähne.

„Sonderbar, Pascha, aber so ist's. Die Wolgadeutschen wurden mit einem Schlag zu Feinden.“ Wilhelm Andrejewitsch verstummte, dachte etwas nach und fuhr dann mit Bitternis fort: „Wir begannen gerade erst menschlich zu leben, da ging alles drunter und drüber... In vierundzwanzig Stunden wurden wir aus der Heimat vertrieben. Alles, was wir hatten, blieb herrenlos zurück: Häuser, Hab und Gut, das Vieh. Nur was wir in den Händen tragen konnten, durften wir mitnehmen ... Und welche Ernte stand in Aussicht!“

„Was ist da zu machen, es war Krieg“, seufzte Wochmin. „Auch ich habe gesehen, besonders im ersten Kriegsjahr, wie die Menschen alles zurückließen und vor den Deutschen flohen.“

„Dies geschah notgedrungen. Uns aber hat man ausgesiedelt - als Verdächtige. Wie es damals auf der Eisenbahn zugeht, als Tausende Menschen zusammengetrieben wurden! Die Züge blieben vorerst aus ... Kein Dach über dem Kopf ... Keine Abtritte ... Und rund herum kahle Steppe ... Das Herz tat weh, wenn man das Vieh umherirren sah. Und jenes, das in Hürden getrieben wurde, stand hungrig und ungemolken. Viele Kühe sind damals verreckt. Und die Hunde und Katzen?! Eine ungeheure Menge sammelte sich am Bahnhof an. Und wenn der nächste Zug abging, stürzten sie sich unter die Räder.“ Wilhelm Andrejewitsch zuckte zusammen, Wochmin schnappte nervös. „Die Dummen, den Zug wollten sie aufhalten! Woher sollten sie auch wissen, dass eine ganz andere Maschine gestoppt werden musste?“

Der Erzähler schluckte öfter und öfter, als stehe ihm ein Klob im Hals. „Die Kinder und Frauen weinten, das hungrige Vieh brüllte, die Hunde heulten, die Katzen schrien - noch viele Kilometer weit war's zu hören ... Man stopfte uns in die Güterwagen wie Heringe ins Fass ... Und du, Pawel, sagst: ‚eines normalen Todes!‘ Aber das war erst der Anfang!“

Wladimir reckte sich auf seinem Lager, drehte sich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen.

„Stören wir?“ fragte Wochmin.

„Das holen die immer noch nach“, beruhigte ihn Kraft.

„Nun, musstest du dann noch lange bittere Pillen schlucken?“

„Ich habe das nicht fixiert, Wasilitsch. Alle Sowjetdeutschen haben viel gelitten. Zuerst zerstreute man uns in die unendlichen Weiten Sibiriens, Kasachstans und Mittelasiens. Wir hatten uns kaum eingerichtet, da wurden Männer und Jungen (ich war damals sechzehn Jahre alt) in die Trudarmee mobilisiert. Bald darauf waren auch die Frauen dran, die Kinder blieben zurück... Was war das für eine Trudarmee? Ein Lager, mit Stacheldraht umzäunt, Wachtürme, Soldaten, Wachleute, Doppellarbeitsnorm für die Leute und ein Hungerleben!“

„Ei, ei“, erschrak Pawel Wassiljewitsch.

(Schluss auf Seite 11)

Alexander DIETZ

Die Tafelrunde

(Schluss von Seite 10)

In der Küche erwachte eine Grille, sie zirpte einmal, zweimal und verstummte. Als sei es ein Vorwurf für Wirt und Gast: Verscheucht mir meine Träume nicht! Und wirklich, die Männer gingen unwillkürlich zum Flüstern über.

„Im Januar zweiundvierzig brachte man uns in die Häftlingslager von Kotlas“, fuhr Wilhelm Andrejewitsch fort. „Es waren viele Männer (man sagt, es seien zehntausend gewesen). Man nahm uns die Fingerabdrücke ab, machte Personalbeschreibungen und teilte uns dann in große Kolonnen ein, zum Holzschlagen im Wald... Und der Winter war streng - Frost mit Nebel! Täglich ging's sieben Kilometer weit zum Holzschlag, dort wurde zwölf-vierzehn Stunden lang gearbeitet (die Doppelnorm zählte acht Kubometer pro Mann: fällen, Äste abhacken, Stämme zu Stapeln häufen, Äste weg schaffen), und dann zurück ins Lager zu Fuß, dieselbe Strecke. Bis auf die Knochen durchfrozen, kamen wir jedoch nicht sofort in die Baracke. Zuerst wurden wir gezählt Da stehst du und schaut auf die Riesenschlange vor dem Lagertor, man könnte heulen... Endlich hast du das Tor vor dir. Hier, mein Lieber, pass auf, schneller voran, und halte dich weiter weg vom Wochra, so nannten wir die Begleit-soldaten. Gott bewahre, du stolperst vor Müdigkeit, der Wochr haut dir da unbedingt eins über den Rücken mit dem Spatenstiel, der mit Nägeln versehen ist, und grinst dabei: „Na, Fritz, du hältst ja die Männer auf. Rühr dich, rühr dich!“ Seine Waffe hüpft nach rechts und nach links. Ein schwerer Schlag auf den Rücken. Ein Hieb auf den Kopf - da fällst du um wie vom Blitz getroffen...“

„Oh, ihr Menschen ... ihr Menschen ...!“; stöhnte Wochmin.

Die Grille hatte es nun doch satt und fing an, laut zu zirpen. Wenn die Männer flüsterten, war auch sie kaum zu hören; wurden sie laut so strengte sich auch die Grille an.

„Nach so schwerer Arbeit im starken Frost hätte man sich auch den Bauch vollstopfen müssen.“ Hier schwoll Krafts Erregung wieder stark an. „Aber wo denn! Was war das für Nahrung? Diejenigen, die die Doppelnorm noch meisterten oder übererfüllten, bekamen sechshundert bis achthundert Gramm Ersatzbrot am Tag, zwei-dreimal eine Suppe aus gefrorenen Kartoffeln, faulem Kohl und etwas Graupen; selten fand man in diesem Gesöff ein paar Knochen oder Fische. Die Kräfte schwanden sehr schnell; und dann zerrissen auch Kleider und Schuhe, viele erhielten Frostwunden... Die Menschen magerten ab, wurden krank, eiteren - das führte zum Massensterben. Nein, Pawel, eines normalen Todes starben unsere Deutschen nicht, dort im Konzentrationslager!“

Ein scharfer Schmerz drang wie flüssiges Blei in Wilhelms Schläfen, er krümmte und wandte sich, der Schmerz wich nicht. „Es fehlte nur noch ein Krematorium. Die Leichen warf man in große Gruben, im Winter irgendwo ins Gestrüch am Abhang. Wer hatte noch die Kraft Gräber zu schaufeln? Kein Grabmal, kein Kreuz, kein Täfelchen - ein Beerdigungsplatz wie für's Vieh! Schindlager!...“

„Meinst du, an der Front hätten alle Gefallenen Grabmäler oder Täfelchen bekommen?“; Pawel Wassiljewitsch versuchte, hiermit das Gespräch zu entspannen.

„Nein, das meine ich nicht! Front ist eine ganz andere Sache. Umkommen als Soldat... in Ehren ... oder verleumdet. Ich denke, das ist klar.“

„Dir ist es klar. Ich aber hab noch nicht alles mitgekriegt. Erzähl, mein Lieber, alles bis zu Ende.“

Durch die Vorhänge drang mäßiges Licht, der Morgen brach an. Vor kurzem noch schien der Wandteppich ein großer Farbenlecks zu sein, jetzt konnte man schon einzelne Details unterscheiden. Kraft musterte ihn unbewusst, aber seine Gedanken waren ganz woanders.

„Der Winter dreiundvierzig war für mich ungeheuer schwer“, nahm Wilhelm Andrejewitsch den Faden des unangenehmen Gesprächs wieder auf. „Unser Trupp kam für einen ganzen Monat in einen entfernten Waldstrich, wir hatten eine Schneise zu schlagen. Tags fällten wir die Bäume, nachts wärmten wir uns am Lagerfeuer, von einer Seite her wärmt's, von der anderen friert's. Unsere Kleidung war dürrig... Der Wachsoldat ja, der steckte im Pelzmantel, in Filzstiefeln und Fellmütze. Es herrschten die harten Januarfröste. Ganz zuletzt froren mir die Hände ab (die Narben sind heute noch zu sehen), denn die Handschuhe waren längst verbraucht. Dafür brachte man mich... nein, nicht zum Arzt, sondern - in den Karzer. Kahler Fußboden, Hundekälte, dreihundert Gramm Brot und Wasser. Einfach ein Wunder, dass ich überhaupt noch am Leben blieb... Ich weiß, du wirst mir jetzt wieder Vorhalten, an der Front sei es nicht leichter gewesen.“

„Ich schweige schon, Willi. Mir scheint, es ist gehupft wie gesprungen. Sprich weiter.“ Wochmin wollte die ganze Wahrheit über die Trudarmee wissen.

„So ging es bis zum Frühjahr. Jetzt, so stellte ich mir die Situation vor, komm ich wieder hoch: schön warm die Luft, das Gras schoss aus der Erde (wir aßen alles, was grün war), aber schon wieder lauerte das Unglück. Und alle bekamen die Ruhr. Es kam auch vorher mal vor, aber diesmal war's schauderhaft. Zuerst erkrankten Dutzende, bald waren's Hunderte... Solange wir bloß Löwenzahn, Sauerampfer, die fleischigen Spargelwurzeln und anderes Gras aßen, war der Stuhlgang auch wässrig, aber das war auszuhalten... Die Tragödie begann, als wir im Sumpf auf dicke Wurzeln einer unbekannt Pflanze stießen. Die einen nannten sie so, die anderen anders, jemand sprach die Vermutung aus, es seien essbare Wurzeln vom Schilfrohr. Sie waren saftig und sättigten. Kurz, wir schlugen uns die Bäuche voll und brachten auch noch Vorrat in die Baracke mit.“

„Auch an der Front kam's vor, dass man mit Grasfutter auskommen musste“, bemerkte Pawel Wassiljewitsch.

Wilhelm Andrejewitsch schien das nicht zu hören, er fuhr fort: „Nachts kamen dann die Anfälle. Auf den Pritschen wurde geschrien und gestöhnt. Wir hatten einen großen Fehler gemacht: Die Wurzeln aßen wir ungewaschen und in Massen, dachten nicht an den schwachen Magen, waren ja ausgezehrt... Sehr bald lief einer nach dem anderen auf den Hof hinaus. Es gab aber gar nicht so viele Abtritte, und wir hockten uns dort hin, wo's uns ereilte. Die Obrigkeit war wie verrückt: Sie jagte uns zum Arbeitsplatz, zerrte uns von der Pritsche herunter... Aber, was half's? Irgendwo trieb man Kaliumpermanganat und noch irgendwelche Arznei auf, aber das half alles nichts. Die Menschenmasse schmolz zusehends. Hätten wir ein wenig Hühnerfleischbrühe gehabt oder Kar-

toffelstärke... Aber wo hernehmen? Wenn's etwas nachließ, schleppten wir uns auf den Hof, und da sah's vor Unrat grässlich aus. Irregewordene Gestalten schlichen wie Gespenster umher, bis sie irgendwo umfielen. Das war das Ende...! Schließlich kam auch ich ganz herunter, vor Schwäche verlor ich zeitweise das Bewusstsein. Eines Tages schleppte ich mich hinter die Baracke und fiel dort um... in die stinkige, schlammige Masse, mit dem Gesicht nach unten... Das Gesicht abwenden konnte ich nicht, ich war zu schwach... So lag ich und blies röchelnd Luftblasen. Noch ein paar Minuten und ich wäre für immer liegengelieben. Zum Glück hatte es Franz Siebert bemerkt...“ Wilhelm Andrejewitsch's Mund zuckte verdächtig. Vergebens bemühte er sich, die Tränen aufzuhalten.

„Das ist jener Kerl, der gestern so flott Harmonika gespielt hat?“, entfuhr es Wochmin.

„Das ist der Sohn von jenem Siebert“, bestätigte Kraft, und um vor dem Gast seine Erregung zu verbergen, steckte er den Kopf zwischen die Knie, biss die Zähne zusammen, um nicht aufzuschluchzen... Er trocknete das Gesicht an den Hosens ab und fuhr fort: „Also Franz zog mich aus dem Dreck, wusch mich rein und pflegte mich... Später brachte er mich in seinem Stall unter. So blieb ich am Leben.“

Pawel Wassiljewitsch wurde es übel - er saß zusammengekauert, schwitzte und schluckte dauernd. Er versuchte, sich aus den Worten des Erzählers ein Bild jener schrecklichen Zeit zu machen. Sein weintrunkener Kopf hätte platzen können. Auch bei solch einem erfahrenen Frontsoldaten riefen diese ungeheuren Bilder von Not und Tod einen Schock hervor.

„Viele Männer mussten damals ins Gras beißen“, resümierte Wilhelm Andrejewitsch mit Schmerz in der Stimme. „Und du sagst ‚normaler Tod!‘ Nei-ein, das war eine vorgeplante Aktion zur Vernichtung eines ganzen Volkes! Die Sowjetdeutschen wurden nicht nur einfach ausgesiedelt aus ihrer Heimat, nicht nur gequält in der Trudarmee - man hat ihnen auch die Pässe weggenommen. Sie alle zu fluchbelasteten Häftlingen des NKWD gemacht, sie der Sonderkommandatur unterworfen. Und wann? Schon nach dem Krieg! - Ein Schritt nach rechts, ein Schritt nach links...“ - Zweimal monatlich hatten wir in der Sonderkommandatur zur Registration zu erscheinen. Unerlaubtes Entfernen weiter als fünf Kilometer vom ständigen Wohnort galt als Fluchtversuch. Du durftest alles auf der Welt vergessen: Mutters oder der Kinder Geburtstag, auch das eigene Geburtsdatum, aber das Datum der Kontrolle in der Kommandatur durftest du auf keinen Fall vergessen, sonst winkte das Kittchen. Dabei waren wir ja nicht offiziell verurteilt gewesen, kein Strafurteil war über uns gerichtlich gefällt worden ...“

Die Grille zirpte ohne Unterlass, als wolle sie sich in das Gespräch der Männer einschalten.

„Aber das war noch nicht alles. Stalin, und nicht nur er, verbot, dass man uns in die Sowjets, in öffentliche Organisationen wählte, schloss das Tor vor der Partei zu: die einstigen Partei- und Komsomolmitglieder durften nicht mehr teilnehmen am staatlichen oder gesellschaftlichen Leben des Landes. Wie meinst du, Pawel, wie heißt so was in der Sprache der Militärs?“

„So viel ich verstehe, heißt das Internierung ...“

„Das ist es! Also, man internierte uns, als seien wir Ausländer. Wofür? Weil wir Deutsche waren! Und weil die Faschisten über unser Land herfielen.“ Wilhelm Andrejewitsch schüttelte sich frostig. „Du, Wassilitsch, ziehst heute den Rock mit Orden und Medaillen an und kommst in die erste Reihe der Festkolonne. Aber wohin tut man mich?“

Wochmin wandte Kraft langsam das Gesicht zu. Plötzlich lächelte er bitter: „Na gut, Wilhelm. Es stimmt schon: Ungerechtigkeit den Sowjetdeutschen gegenüber! Stalinkult, du weißt ja ... Aber gelitten haben nicht nur die Deutschen ... Jetzt wird es ja besser... Du hast den Orden des Roten Arbeitsbanners gekriegt, solchen habe ich nicht. Und der Erlass von 1964...“

„Ach Paschal“, Kraft schürzte die Lippen wie bei Zahnschmerzen. „Wir sind es gewohnt, die Schuld auf die Toten zu schieben! Stalin ist schon siebzehn Jahre tot, hat sich aber viel in unserem Leben geändert? Es stimmt, so einen Erlass gibt es, die unbegründeten Anschuldigungen wurden aufgehoben. Doch die Strafe ist geblieben! Wo ist unsere nationale und politische Gleichberechtigung, von der so viel von der Kanzel aus geredet wird? Das Leninsche Dekret über die sowjetdeutsche Autonomie an der Wolga ist doch bis heute in Kraft! Niemand hat es abgeändert! Die Kalmücken, Tschetschenen, Inguschen, einige andere Völker hatten schon Ende der fünfziger Jahre ihre Autonomie wieder. Mit Recht! Wir jedoch sind für ewig verdammt. Wann endlich hört die Strafe auf? Wo bleibt unsere volle Rehabilitierung?“

„Ich verstehe dich nicht Wilhelm, von welcher Strafe redest du?“

„Du verstehst mich ganz gut, du tust nur so... Du hast einen hellen Kopf! Aber wenn du's wirklich nicht begreifst, dann will ich's dir erklären.“ Kraft verstummte, doch zeigten die Falten im finsternen Gesicht, dass er angestrengt nachdachte. Plötzlich fragte er: „Weißt du, Pawel, wo dein Großvater begraben liegt?“

„Wieso fragst du? Gewiss weiß ich das! Ich weiß sogar, wo Urgroßvater und Urgroßmutter bestattet sind“, erwiderte Wochmin eher instinktiv als bewusst.

„Ich aber weiß nicht, wo die Gräber meines Großeltern sind. Auch das meines Vaters kenne ich nicht. Wir haben kein Vaterhaus, keine heimische Scholle. Doch sogar die Zugvögel haben eine Heimat. Wir leben auf dieser Erde, fühlen jedoch ihre Anziehungskraft nicht, weil unsere Wurzeln ausgerodet sind.“

„Wahrscheinlich hast du recht Wilhelm. Wenn das eine Volk vom Schicksal des anderen Volkes wenig weiß, selber aber auch viel erlitten hat, so scheint ihm das eigene Schicksal tragischer zu sein. Ich habe jetzt erst begriffen, wer ihr seid!“ Wochmin war ehrlich erstaunt.

„Manchmal hören wir böse Zurufo: Fahrt in die Bundesrepublik! Solen die sich um euch kümmern! Ich werde nicht auswandern, wie es einige tun. Zum Spätheimkehrer bin ich nicht geeignet. Ich will mich in der Fremde nicht abplagen. Die Heimat nimmst du dorthin nicht mit. Meine Heimat ist Russland, und hier will ich auf bessere Zeiten hoffen...“

Der Lautsprecher zischte, summte und stieß einen langen Pfiff aus. Wilhelm Andrejewitsch erhob sich und schaltete ihn aus.

„Sieh an, schon sechs Uhr früh“, staunte Wochmin.

Aus der Küche konnte man Schritte hören, Maria und Ljuba waren aufgestanden. Sie gähnten noch verschlafen, schauten ins Zimmer und schalten die Männer: „Was müsst

ihr dauernd diskutieren?“ - „Auch am Ruhetag lasst ihr uns nicht schlafen!“ - „Da sind gewiss Weltprobleme zur Sprache gekommen!“

„Was steht ihr herum? Macht euch an die Arbeit!“, tat Pawel Wassiljewitsch, als rüge er sie.

Die Frauen machten die Tür zu. „Zeit auch für uns, Wassilitsch, aufzustehen“, Kraft zog die Gardine zur Seite. Weiches Licht drang ins Zimmer.

„Hör her, Wilhelm, was mir für ein Gedanke gekommen ist“, wurde Wochmin lebendig, „fahren wir im Sommer mal dorthin, wo du im Arbeitsdienst warst. Wir nehmen Urlaub und fahren. Vielleicht finden wir den Ort, wo dein Vater, dein Bruder und deine Freunde begraben sind.“

Das hatte Wilhelm Andrejewitsch nicht erwartet, es wunderte ihn über alle Maßen: „Meinst du das im Ernst, Pascha?“

„Voll und ganz!“

„Nehmt ihr mich mit?“, hob Wladimir den Kopf.

„Bist du schon lange wach?“, fragte der Vater.

„Ich habe alles gehört, Papa.“

„Wir werden's tun müssen, Wilhelm! Freilich, zwei Spitzenarbeiter zugleich beurlauben... aber...“

Vom Hof kehrten Maria und Ljuba ins Haus zurück, das Kochgeschirr klirrte.

„Weiß der Kuckuck, der Schmerz im Kopf lässt nicht nach, muss gestern stark gesoffen haben“, brummte Wochmin.

„Gleich gibt's einen Schluck. Mein Kopf ist auch trübe...“

„Ich darf aber nicht, das Meeting... Sonst hätte ich längst um einen Schluck gebeten.“

„Na, wie du willst“, Krafts Gesicht glättete sich, wurde sogar etwas rosig.

„Wilhelm, Pawel Wassiljewitsch, wascht euch und kommt zu Tisch!“, Maria hielt ihnen das Handtuch hin.

„Ich versuchs!“, Wilhelm Andrejewitsch fasste das Weinglas und griff nach der Flasche. Sein Gesicht spiegelte eine innere Freude wider. Wochmin hatte recht gehabt, Kraft spürte Erleichterung.

„Wir sind wohl die Dummen?“, ereiferten sich die Frauen. „Gieß auch uns ein!“

„Ach, wenn schon, denn schon! Füll auch mein Glas!“, sagte Pawel Wassiljewitsch. „Ich hoffe, man wird mich nicht beschnuppern. Ist ja ein großer Feiertag, wie sollte man da nicht...“

Sie tranken und aßen danach etwas.

„Und nun, liebe Hauswirte, schönen Dank für alles! Für mich und Ljuba ist es Zeit.“

„Wart mal, Pawel, ich gehe mit“, Wilhelm Andrejewitsch ging, sich anzukleiden.

„Na, dann geht alleine, ihr müsst ja noch in den Betrieb“, sagte Ljuba.

„Einverstanden!“

Noch stand die Sonne kaum über den Dächern, aber man spürte schon die angenehme Wärme der Morgenluft. Sie strömte nicht vom Himmel her, sondern von der Erde, aus unzähligen Ofenrohren.

Wochmin und Kraft schritten gemächlich zur Bushaltestelle. Es schien, als mochten sie die Stille nicht stören. In kleinen Zügen tranken sie die betäubende morgendliche Maifrische... Plötzlich dröhnte es von hinten aus dem Lautsprecher:

„Frontsoldaten, heftet die Orden an!“

„Frontsoldaten, heftet die Orden an!“

Die Stadt feierte den Tag des Sieges...

Vorbereitet von Erna BERG

Irene KREKER

Die Literatur der Deutschen aus Russland als Einheit sehen

Anfang Juli dieses Jahres begeht das Literaturportal russlanddeutscher Autoren (<http://rd-autoren.de/>) seinen fünften Gründungstag. Es wurde von der Berliner Autorin Antonina Schneider-Stremjakowa gegründet, mit dem Ziel, einer möglichst breiten Öffentlichkeit einen Zugang zur Literatur russlanddeutscher Autoren, die teilweise bereits in Vergessenheit geraten sind, zu gewähren. Seitdem hat sich das Literaturportal dank dem unermüdlichen Engagement der Gründerin, aber auch der Unterstützung der Autoren kontinuierlich erweitert.

Es geht zwar vorwiegend um auf Russisch geschriebene Literatur russlanddeutscher Autoren, die in Deutschland und Russland leben oder gelebt haben, aber auch deutschsprachige Beiträge sind keine Seltenheit mehr. Das Literaturforum dokumentiert und bündelt literarische Schätze (Prosa, Poesie, Publizistik, Literaturkritik) des „Volkes auf dem Weg“, die der Nachwelt sonst nicht erhalten bleiben wären. Ein Blick in das Portal lohnt sich allemal.

Ich erinnere mich, wie ich damals einen Anruf des russlanddeutschen Schriftstellers Wladimir Eisner bekam, der mich über die Gründung des Literaturportals informierte. Ich weiß noch, wie mein Herz einen Luftsprung machte, denn nach der Ankunft in Deutschland 1992 hatte ich im Bestreben, ein neues Lebensfundament für meine Familie aufzubauen, die Vergangenheit und auch das Schreiben weitgehend hinter mir gelassen.

25 Jahre lang irrte ich allein wie in einem dunklen Zimmer herum, ohne zu wissen, dass an manchen Orten hierzulande viel in Sachen kreative Förderung der Deutschen aus Russland stattfindet. Das Jahr 2017 war für mich, eine russischschreibende Autorin mit russlanddeutschen Wurzeln, entscheidend. Ich lernte gleichgesinnte Schreibende kennen und erfuhr auch moralische Unterstützung durch den Literaturkreis der Deutschen aus Russland, das Internetportal russlanddeutscher Autoren und die Zeitung „Nowyje semljaki“.

Inzwischen habe ich sieben Bücher verfasst und bekomme viel Zuspruch von Lesern. Ich schreibe, was ich denke, was ich weiß und woran ich glaube. Meine große Hoffnung ist, dass die vielfältige Literatur der Russlanddeutschen (auf Deutsch und Russisch) in der neuen Heimat Deutschland eine wohlwollende Förderung erfährt und dass deutsch- und russischschreibende Autoren mit russlanddeutschen Wurzeln als Einheit betrachtet werden, weil sie eine Literatur schaffen, die unterschiedliche

Erfahrungen meiner Landsleute dokumentiert und literarisch verarbeitet. Leider sind viele meiner Landsleute, die ein kreatives Potenzial mitgebracht hatten, auf dem Abstellgleis des deutschen Kulturlebens gelandet. Nicht jeder war den Herausforderungen des neuen Lebens gewachsen. Es war ein schwieriger Integrationsprozess in der neuen Heimat, die uns nicht selten als Fremdelemente aus einem Land, das im Kalten Krieg jahrzehntelang eine Bedrohung darstellte, wahrgenommen hat.

Den Kampf um die Selbstfindung konnte ich persönlich meistern. Aber viele Landsleute haben sich auf der Suche nach eigener Identität, nach einem neuen Seelengleichgewicht verloren. Solchen Menschen gegenüber sind auch wir russlanddeutschen Autoren in der Bringschuld. Deswegen finde ich das Engagement von Antonina Schneider-Stremjakowa, die selbst Autorin einiger Bücher ist, sehr lobenswert.

Dadurch bekommen Interessierte weltweit einen Einblick in einen Teil der Literatur russlanddeutscher Autoren, die das vielfältige kreative Potenzial einer Volksgruppe dokumentiert, die im 20. Jahrhundert durch die Hölle der Repressionen, Deportationen, Verfolgungen und Diskriminierungen in der Sowjetunion gehen musste.

Das Literaturportal vereint Stimmen von Zeitzeugen, welche die Geschichte der Russlanddeutschen mit ihren tragischen Einbrüchen erzählen, aber auch die ihrer Nachkommen, die die leidvollen Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern reflektieren und literarisch verarbeiten. Nun sind wir als Nachkommen der Zeitzeugengeneration Träger der neu entstehenden Literatur russlanddeutscher Autoren – ob sie nun in deutscher oder in russischer Sprache verfasst ist.

Jetzt sind wir an der Reihe, die in den 1950er und 1960er Jahren Geborenen, die Zeitzeugen entscheidender gesellschaftlicher Wandlungen im postsowjetischen Raum geworden sind. Wir und unsere Familien haben sehr unterschiedliche Erfahrungen in der Perestroika-Zeit und danach gemacht, und vor allem haben wir sehr unterschiedliche Erfahrungen im Land unserer Vorfahren gesammelt, das uns aus der Ferne so begehrenswert erschien und sich danach oft als „fremde Heimat“ herausstellte. Es ist ein noch nicht geborgener Erfahrungsschatz, der auf literarische Verarbeitung wartet. Wir müssen aber nicht darauf warten, bis unsere Kinder oder Enkel diesen Schatz bergen – es ist unsere Aufgabe und unsere Herausforderung.

Es sollte sich nicht noch einmal das wiederholen, was wir schon mal hatten. Davor warnte Waldemar Weber, einer der Autoren des Lite-

aturportals, im Beitrag „Общность судьбы“ („Das gemeinsame Schicksal“), der im Januar 2013 in der Literaturzeitschrift „Kreschtschatik“ veröffentlicht wurde: „Die Generation, die zum Opfer und zur Geisel des 20. Jahrhunderts wurde, hat praktisch keine literarischen Zeugnisse dieser Tragödie hinterlassen. Heute versucht die Generation der Kinder und Enkel zu verstehen, was damals stattgefunden hat, welchen Sinn und welche Bedeutung die damaligen Geschehnisse haben... Diese Autoren sind vor allem durch das gemeinsame Schicksal vereint, und dieses gemeinsame Schicksal kommt in ihrer Poesie, Prosa und Publizistik zum Ausdruck.“

In seinem Beitrag schreibt der Autor und Verleger aus Augsburg auch über solche wie mich, die „die heutige deutsche Wirklichkeit durch das Vergrößerungsglas... der russischen Seele betrachten“. Ich habe mich schon mehrfach gefragt, ob die Literatur der Deutschen aus Russland Zukunft hat und ob sie auch noch über Jahrzehnte hinweg erhalten und zugänglich bleibt. Heute weiß ich, dass es dank Kulturschaffenden wie Antonina Schneider-Stremjakowa, die immer auf der Suche nach neuen Autoren ist, die ihr Portal bereichern könnten, möglich ist.

Vor mir liegt die Nr. 79 der Literaturzeitschrift „Kreschtschatik“, die den Autoren des Literaturportals gewidmet ist. „In dieser Ausgabe sind die Autoren nach Jahrhunderten strukturiert, so kann man die Pfade auf der Literaturkarte der Russlanddeutschen besser verfolgen“, schreibt Antonina Schneider-Stremjakowa im Vorwort. Dementsprechend präsentiert der Almanach Werke von Anton Schneider, Robert Weber, Viktor Heinz, Wjatscheslaw Sukatschow (Springer), Viktor Horn, Lalita Bauer, Kurt Hein, Igor Gergenröder, Elena Seifert und anderen.

„Einem Volk ohne Status fällt es schwer, irgendwas zu bewahren... Die Erhaltung der Literatur der Russlanddeutschen liegt in der Hand zweier Staaten: Russland und Deutschland...“, schreibt die Portalgründerin weiter.

Das russlanddeutsche Kulturerbe von Jahrhunderten in seiner Vielfalt zu bewahren, ist eine fast aussichtslose Herausforderung. Aber die Bemühungen um den Erhalt des literarischen Erbes der Deutschen aus Russland zu bündeln, ist sehr wohl eine realistische und dringliche Aufgabe. Ein Portal wie <http://rd-autoren.de/> zeigt, dass es möglich ist.

Deutsch von Nina PAULSEN
Aus „Volk auf dem Weg“

Schmerzvolle Erinnerungen

Sehr vielen Lesern, die schon einmal Texte von Erna Wormsbecher in landsmannschaftlichen Publikationen oder ihr Buch „Stalin, Nähmaschine und ich“ gelesen haben, geht es sicher wie mir - Gänsehaut, auch ein Taschentuch muss ganz in der Nähe sein. Nicht anders bei ihrer neuen Publikation „Das Herz geht zu Fuß“, die im Mai 2020 erschienen ist - das zweite Buch der Trilogie.

Auch hier bleibt die Autorin sich treu, erzählt schlicht und authentisch, eindringlich und berührend ihre Geschichte, in die sie gleichzeitig ähnliche Erfahrungen zahlreicher Landsleute verpackt. Mit ihrer eindringlichen Art zu erzählen trifft sie die Gefühle vieler Menschen, die auf Wanderung und Suche nach Heimat und ihrem Platz in dieser Gesellschaft sind.

Erna Wormsbecher wurde 1947 als Deutsche im sibirischen Barnaul, dem Verbannungsort ihrer Eltern, geboren; in ihrer Familie ist sie die Einzige, die nicht „zu Hause“, an der Wolga, zur Welt kam. Sie selbst darüber: „1947 kam ich zur Welt und galt automatisch als Volksfeind. Als solche standen alle Deutschen unter Kommandanturüberwachung.“ Ihre Kindheit verlief in der Barackenwelt, in Not und Armut, war aber dank der Liebe und der Geborgenheit in der Familie doch glücklich.

Nach dem Studium war sie Lehrerin mit Leib und Seele, unterrichtete Deutsch in verschiedenen Bildungseinrichtungen, von der Vorschule im Kindergarten bis zur Hochschule, und sammelte vielfältige Erfahrungen. Die fünffache Mutter engagierte sich neben ihrem Beruf ehrenamtlich bei Sprachkursen für Erwachsene im deutschen Begegnungszentrum der Heimatstadt.

Seit 1995 lebt Erna Wormsbecher mit ihrer Familie in Berlin. Die schwere Zeit der Integration hat sie und ihre Familie hinter sich. Sie engagiert sich in der Kirche, hat eine Samstagsschule gegründet und mit Kollegen viele Integrationsprojekte begleitet. Ihren Un-Ruhestand nützt Erna Wormsbecher unter anderem für das Schreiben - Prosa und Haiku (japanische Gedichtform).

Nach „Volk auf dem Weg“

Rose STEINMARK

Eleonora Hummel: „Die Wandelbaren“

Eingerahmt von Lebensgeschichten einzelner Schauspieler, schildert Eleonora Hummel in ihrem neuen Roman „Die Wandelbaren“ den außergewöhnlichen Werdegang des deutschen Nachkriegstheaters in Kasachstan, dessen Existenz die raue Realität der Vorperestroika-Zeiten prägte.

Angeregt durch die künstlerische und gesellschaftliche Bedeutung seines Bestehens, begibt sich die Autorin auf die Suche nach den Gründen und Ursachen, die die jungen Schauspieler des Deutschen Theaters vor vier Jahrzehnten dazu bewegten, sich mit ihrer Leidenschaft für die Bühnenkunst und der allgemeinen politischen Situation im Lande auseinanderzusetzen.

Die Protagonisten des Romans, Jungen und Mädchen aus entlegenen Orten Sibiriens und Kasachstans, gehören zu den Auserwählten, die sich an einer renommierten Schauspielschule so viel Wissen wie möglich über ihren künftigen Beruf aneignen und von einem Theater, das im Dienste ihres Volkes stehen wird, träumen. Noch kurz

davor waren sie vom prallen Bühnenleben im Glanz der Scheinwerfer meilenweit entfernt gewesen.

„Ich bin der Junge vom Feld“, offenbart der Hauptheld des Romans, Arnold Bungert, verträumt in die Zukunft schauend, die ihm in Gestalt von Nelli Schulz, der Tochter des Sowchos-Vorsitzenden vorschwebt. Aber dem Jungen vom Feld passiert plötzlich etwas ganz Unerwartetes: Er wird „vom Traktorsitz weg auf die Bühne geholt“, er staunt über sich selbst und ist fasziniert, hingerissen und gleichzeitig inspiriert von dieser Metamorphose.

Schnell verfliegt die romantische und abenteuerliche Studienzeit mit all ihren Freuden und erfüllten oder auch unerfüllten Wünschen. Die künftigen Stars der russlanddeutschen Melpomene, der Muse der tragischen Dichtung, erwachen erschütternd vor den Kulissen des Eisenhüttenkombinats in Temirtau, wo Arnold zusammen mit Violetta Kraushaar, Emilia Riedel, Oswald Munz und anderen Kommilitonen ein Theater von neuem Format aufbauen, ein Theater, das mit seiner darstelleri-

schen Kunst und gesellschaftlichen Position Geschichte schreiben wird...

Auf den ersten Blick leben die Helden von Eleonora Hummel ein ganz „normales“ schauspielerisch-menschliches Leben: Sie bewältigen ihre Probleme, meistern ihren Alltag und bringen neue Inszenierungen auf die Bretter. Beim genaueren Hinschauen aber erkennt man, wie die gemeinsame Vergangenheit und die alltäglichen Herausforderungen sie zusammenschweißen und zu einer unbeugsamen und leistungsfähigen Mannschaft umwandeln. Nicht unerwartet entdecken sie ihre eigene Identität und versuchen, verschwommene Passagen aus ihrer Kindheit zu entziffern: die leisen Gespräche ihrer Eltern, die strenge Verschlossenheit der Großeltern und die flüchtigen Bemerkungen, die sofort verstummen, wenn sie in ihrer Nähe erschienen.

Die Entdeckungen und das bisher verschwiegene Wissen über die Vergangenheit des eigenen Volkes verwandeln sich unvermittelt in eine Mission, die die Truppe zum erstaunlichen Erfolg führen wird.

Mit steigender Spannung entwickelt sich das Sujet der Story, die dank der intensiven Forschungen der Autorin teilweise fiktiv und teilweise realistisch die Geschichte des wandelbaren Deutschen Theaters vorführt und seine unvergesslichen Aktionen veranschaulicht.

Einen Leser, der damals mittendrin im ganzen Geschehen stand, alle Erfolge und Misserfolge des begeisterten Ensembles erlebte und genau weiß, womit die euphorische Geschichte des Deutschen Theaters endete, wird bis zum Romanschluss das beunruhigende Gefühl einer traurigen Vorahnung begleiten: Es wird etwas passieren, das nicht zu vermeiden ist.

Die Darstellerin Violetta Kraushaar bringt es auf den Punkt: „Überall, wo wir spielten, trafen wir zunehmend auf Menschen, die unsere Argumente (leuchtende Zukunft in neugegründeter deutschsprachiger Sowjetrepublik!) recht rüde beiseite wischen... Sie (unsere Leit, für die wir uns seit Bestehen des Theaters bis zum letzten Schweißtropfen aufrieben) waren in ihren Gedanken schon woanders...“

THEATERGESCHICHTE

Im letzten Teil des Romans treffen wir Eleonora Hummels Helden in ihrer historischen Heimat. Sie träumen von einem Neustart, der sie als ehemals gloriose Diener der russlanddeutschen Bühne anerkannt, bewundert und berühmt machen wird. Den Glauben an ein Happy End solcher Fantasien möchte man nicht so schnell aufgeben und bewegt sich auf dünnem Eis zwischen dem realen Leben und den übertriebenen Erwartungen.

Das Wandelbare und Wechselvolle, das einstmal als grundlegendes Denkmodell der russlanddeutschen Theatergeschichte galt, wurde nicht beherrzt und geachtet, sondern nur als Erfahrung angesehen, die man je nach Bedarf weitergeben könnte, und somit in die Vergangenheit abgeschoben. Das Buch zeigt das Erinnerungsbild eines unermesslichen Formats, dem jedoch nur ein kurzes Leben beschieden war. Das fesselnde Thema und die imponierende Schreibkunst der Autorin der „Wandelbaren“ machen den Roman mit Sicherheit zu einem Meisterwerk der gegenwärtigen russlanddeutschen Literatur.

Vorbereitet von Erna BERG

Vorbereitet von Erna BERG

Deutsch im Kindergarten

(Einführungskurs, 16.-29. Stunden)

(Fortsetzung, Anfang ZfD Nr. 1-5)

STUNDE 16

Lernziele: Die Substantive im Plural gebräuchlich lehren.

Ausrüstung: Bilder: eine Katze - viele Katzen, ein Mädchen - viele Mädchen (Maus - Mäuse, Junge - Jungen).

Wortschatz: keine (Plural)

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. Guten Tag! Hallo! Guten Morgen!

2. Die Kinder singen:

„Wie alt bist du? Wie alt bist du?“
fragt die Maus das Känguruh.

„Ich bin schon sieben Jahre alt
und geh spazieren selbst im Wald.“

II. Wiederholung

1. Nesnajka kommt und fragt die Kinder, wie alt sie sind.

2. Kettenspiel. „Ich bin 5 Jahre alt. Und wie alt bist du?“

III. Turnübungen

1. 1, 2, 3 und vier - lustig spiele ich Klavier.

2. Die Kinder werfen einander einen Ball zu mit der Frage: „Wie alt bist du?“ Wer den Ball gefangen hat, antwortet: „Ich bin ... Jahre alt.“ Gut, wenn jedes Paar einen Ball bekommt, dann können sie auch den ganzen Dialog durchspielen.

IV. Neuer Stoff

Bilder zeigen und vergleichen.

Das ist eine Katze. - Das sind Katzen. Das ist eine Maus. - Das sind Mäuse. Das ist ein Mädchen. - Das sind Mädchen. Das ist ein Junge. - Das sind Jungen. Das sind keine Katzen (Mäuse, Mädchen, Jungen).

Ja, das sind... - Nein, das sind keine ...

Sind die Katzen groß? Sind die Mäuse klein? Lachen die Mädchen? Singen die Jungen? Wer ist das? Was machen die Katzen? Die Katzen spielen.

V. Festigung

1. Spiel „Jungen-Mädchen“ oder Variante „Katzen-Mäuse“.

2. Spiel „Katze im Haus“.

Wir wollen jetzt zählen, die Katze wählen.

Du bist die Katze. Ihr seid Mäuse.

Die Kinder bekommen Masken. Die Katze sitzt in ihrem Häuschen und schläft. Da kommen die Mäuse und stören sie. Sie singen: Katze im Haus, komm bitte `raus, fang` die kleine flinke Maus.

Jetzt werden zwei Katzen gewählt: Katzen im Haus, kommt bitte `raus, fangt die kleine flinke Maus.

3. Den Monolog üben:

Ich heiße... Ich bin ein Mädchen. Ich bin groß (klein). Ich bin sechs Jahre alt.

4. Lieder wiederholen.

Zusätzlicher Stoff.

Abzählreime:

1. Da kommt die Maus,

da kommt die Maus.

Klingelgeling!

2. Ist der Herr zu Haus`.

Kommt ein Mäuschen,

kommt ein Mäuschen,

will ins Häuschen,

da rein, da rein.

3. Heile, heile Kätzchen,

das Kätzchen hat vier Tätzchen

und einen langen Schwanz –

morgen ist alles wieder ganz.

STUNDE 17

Lernziele: Gegenüberstellung von: „Das ist kein Mädchen. - Das sind keine Mädchen.“ Plural von Hund und Elefant.

Ausrüstung: Handpuppe Buratino.

Bild (undeutlich gemalt). Bilder mit Katzen, Mäusen, Hunden, Elefanten.

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. Die Jungen lachen: ha, ha, ha, ha.

Die Mädchen lachen chi, chi, chi, chi.

2. Ta, ta, ta, ta.

Tu, tu, tu, tu.

Wie heißt du?

3. Jungen, Jungen, Jungen

haben laut gesungen.

II. Wiederholung

Buratino: Wer ist das? Ist das eine Katze? Sind das Katzen? Pinselheinrich hat mir ein Bild geschenkt, aber ich weiß nicht, wer auf dem Bild gemalt ist. Auf dem Bild ist alles undeutlich gemalt.

Die Kinder suchen und nennen: Das ist eine Maus.

L.: Zählt die Mäuse. Zählt die Katzen.

L.: Kinder, Buratino fragt immer alles, wir antworten auf seine Fragen. Wollen wir ihn prüfen, ob er auch alles behalten hat. Jetzt stellen wir Fragen.

K.: Ist das ein Mädchen? Sind das Katzen? Wer ist das? Wie sind die Katzen? Was machen die Jungen?

III. Turnübungen

IV. Neuer Stoff

L.: (verwendet Bilder) Das ist ein Hund. Das sind Hunde. Das ist ein Elefant. Das sind Elefanten. Sind das Hunde? Sind das Elefanten? (Zeigt das Bild mit Elefanten.) Das ist kein Hund. Das sind keine Hunde. Das ist keine Katze. Das sind keine Katzen. Das ist kein Elefant. Das sind keine Elefanten.

V. Festigung

1. Die Lehrerin stellt Fragen an Nesnajka.

L.: (Zeigt auf die Katze.) Ist das eine Maus?

N.: Ja, das ist eine Maus.

K.: (Korrigieren.) Nein, das ist keine Maus. Das ist eine Katze.

L.: (Zeigt die Elefanten.) Sind das Hunde?

N.: Ja, das sind Hunde.

K.: Nein, das sind keine Hunde. Das sind Elefanten.

2. Spiel „Der ungläubige Thomas“.

Ein Kind spielt diese Rolle. Die Kinder haben Bildchen oder sie holen Spielsachen aus einem Beutel heraus: Das ist eine Katze.

Thomas leugnet alles ab: Das ist keine Katze.

VI. Lieder wiederholen.

Nach Belieben des Lehrers oder der Kinder.

STUNDE 18

Wiederholung

Spiele, Reime, Lieder wiederholen.

STUNDE 19

Lernziele: Sprachmodelle in Spielen festigen. Den Wortschatz erweitern. Den Ausdruck „Ich habe keine Angst“ gebrauchen lehren.

Ausrüstung: Tabelle in Form eines Hauses mit Fenstern. Bilder: Drache, Wolf, Katze, Maus. Masken: Karabas, Ajbolit.

Wortschatz: der Drache, der Wolf, böse, Angst haben

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. Ding-dong, ding-dong,

Jungen spielen Ping-pong.

2. Jungen, Jungen, Jungen

haben laut gesungen.

3. Das Lied aus „Zappelman, du bist dran“ von Rotraud Gros

Kling Glöckchen,

klingelgeling,

kling, Glöckchen, kling

II. Wiederholung

1. Eine Tabelle mit Fenstern. Sie kann wie ein Haus aussehen. Die Fenster lassen sich auf- und zuklappen.

L.: Kinder, wollen wir mal nachsehen, wer da wohnt.

Die Kinder öffnen die Fenster und nennen die Hausbewohner.

Das ist ein Junge (ein Elefant, ein Mädchen, eine Katze, eine Maus, ein Hund und noch mehr).

Auch den Plural muss man gebrauchen: Das sind Jungen (Elefanten, Mädchen, Katzen, Mäuse, Hunde usw.)

Man kann zu jedem Fensterchen auch einen Reim wiederholen oder lernen.

a) Jungen, Jungen, Jungen

haben laut gesungen.

b) Das Lied „Ich bin ein Mädchen“

Ich bin ein Mädchen,

ich heiße Gretchen.

Ich bin klein, ich bin fein.

Spiele mit dem Püppelein.

Mäuschen was ist los mit dir?

Warum spielst du nicht mit mir?

Warum hast du dich versteckt

in der feuchten dunklen Eck?

c) Ele-Ele-Elefant

ist bei Kindern gut bekannt.

Er ist groß und stark und mächtig,

seine Beine sind sehr kräftig.

Mit dem Rüssel fällt er Bäume,

macht die Augen zu beim Träumen.

Mit dem Schwänzchen jagt er Mücken,

die flott tanzen auf dem Rücken.

d) Muschi heißt mein kleines Kätzchen.

Spielt mit mir mein kluges Schätzchen.

e) Das Lied „Wau, wau, wau...“

Wau, wau, wau,

der Hund macht heut` Radau.

Er jagt die Katze auf dem Hof.

Die Katze springt die Birke hoch

und ruft von oben: „Miau.“

Die Verse kann der Lehrer nach Wunsch

wählen. Man kann sie individuell mit den

Kindern zu einer Elternversammlung lernen.

2. Das Spiel „Ungläubiger Thomas“. Diese

Rolle spielt ein Kind. Ein anderes Kind nennt

noch einmal alle Hausbewohner. Thomas widerspricht

aber: „Nein, das ist keine Katze.“

– „Nein, das sind keine Mäuse.“ ...

3. Jetzt kommt Nesnajka. Er nennt alles

falsch. Die Kinder berichtigen seine Fehler.

Zum Beispiel:

N. Das ist ein Hund.

K.: Nein, das ist kein Hund. Das ist ein Elefant.

III. Turnübungen

1,2,3 und vier - lustig spiele ich Klavier.

IV. Neuer Stoff

Zwei Kinder haben Masken an. Der Lehrer

zeigt auf Bilder und fragt:

Das ist ein Drache. Ist das ein Drache?

Das ist ein Wolf. Ist das ein Wolf?

Der Drache ist böse. Ist der Drache böse?

Der Wolf ist böse. Ist der Wolf böse?

Ich habe Angst. Hast du Angst?

An der Aussprache von „böse“ arbeiten.

Das sind eine Katze und eine Maus. Hat

die Katze Angst? Nein, die Katze hat keine

Angst.

Hat die Maus Angst? Ja, die Maus hat Angst.

Das sind der Wolf und die Katze. Hat der

Wolf Angst? Hat die Katze Angst? Wer hat

Angst?

V. Festigung

1. Spiel. Der Drache und der Wolf fassen sich

an die Hände und beginnen die Kinder zu

fangen. Die Kinder rufen: „Ich habe Angst.“

Wenn der Drache und der Wolf ein Kind

gefangen haben, so stellen sie es zwischen sich

und fangen weiter.

STUNDE 20

Lernziele: Das Sprachmodell N. ist nett (lieb, lustig, alt) einüben.

Ausrüstung: Bilder: Drache, Karabas, Barmalej, Malwina, Buratino, Pjerro, Arlekino.

Eine gebastelte Schildkröte.

Wortschatz: Schildkröte, alt, gut, lustig, lieb

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. Ich bin ein böser Drache

Feuer kann ich machen.

Ein Bild zeigen, das Wort „Feuer“ erklären.

2. Ich bin der böse Karabas.

Reißt aus! Ich mache keinen Spaß!

3. Wo ist Doktor Ajbolit?

Ich habe großen Appetit.

Wer ist das? (Die Kinder müssen erraten.)

Das ist Barmalej.

II. Wiederholung

1. Wer ist das? - Das ist ein Drache. Wie ist

der Drache? (böse) Wie ist der Elefant? Wie

ist die Maus? Wer hat Angst? Wer hat keine

Angst? usw.

2. Spiel „Katze und Maus“

Aljoscha wird zählen, die Maus wählen.

Nastja wird zählen, die Katze wählen.

Maus: Fange mich! Fange mich! Ach, ich

habe Angst.

Katze: Reiß aus, Maus! Ich fange dich.

IV. Neuer Stoff

Man hört ein Rascheln.



L.: Wer ist da? (Da kommt eine Schildkröte zum Vorschein.)

K.: Wer ist das?

L.: Kinder, das ist eine Schildkröte. Schildkröte. Fragen wir sie, wie sie heißt.

K.: Wie heißt du?

Sch.: Ich heiße Tortilla.

L.: Ist das eine Schildkröte? Wie heißt die

Schildkröte? Wer ist das? Kinder, die Schildkröte

ist alt. Malwina ist nicht alt. Die Schildkröte

ist alt. Buratino ist nicht alt. Tortilla ist alt.

Ist die Schildkröte alt? Wie ist die Schildkröte?

Wie ist Tortilla? Und wer ist das?

K.: Malwina.

L.: Wie ist Malwina?

K.: Malwina ist lieb, nett.

L.: Arlekino ist lustig. Er tanzt. Er lacht. Pjerro

ist traurig. Er lacht nicht. Ajbolit (Aututweh)

ist gut.

IV. Spiele

1. Reim „Drache“.

2. Spiel „Ich bin der gute Ajbolit“.

Ein Kind setzt die Maske auf und spielt den

Ajbolit.

3. Lieder, Reime wiederholen.

STUNDE 21

Wiederholung

Lernziele: Den Stoff festigen. Einen neuen

Reim lernen.

Ausrüstung: Eine neue Schildkröte.

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. „Guten Tag, ich heiße Rita.

Und wie heißt du? Sage bitte.“

„Guten Tag! Ich heiße Otto.

Das ist meine Freundin Lotte.“

„Ich freue mich. Sehr angenehm.“

„Wir seh'n uns bald. Auf Wiederseh'n.“

2. Reime aus der Stunde 20 wiederholen. Die

Kinder gehen im Kreis herum und versuchen

die Personen darzustellen.

II. Wiederholung

1. Die Kinder zählen Gegenstände.

2. Es raschelt irgendwo im Raum. Die Kinder

suchen und finden eine Schildkröte.

L.: Kinder, sagen wir der Schildkröte „Guten

Tag!“ Jetzt fragen wir sie mal aus.

K.: Bist du eine Schildkröte? (Der Lehrer

hilft.) Wie heißt du? Heißt du Tortilla?

Sch.: Nein, ich heiße nicht Tortilla. Ich hei-

ße Betilla.

K.: Bist

Vorbereitet von Erna BERG

Deutsch im Kindergarten

(Fortsetzung von Seite 13)

STUNDE 23

Lernziele: Sprachmodell „Ich habe eine...“ einführen. Die Kinder lernen die Zahl der Personen nennen.

Ausrüstung: Bilder: Junge, Schildkröte, Katzen und Mäuse. Handpuppe Mann der Zerstreute.

Wortschatz: fünf, sechs, sieben, acht, haben

ABLAUF

I. Phonetische Übungen

1. Das Lied „Guten Tag, guten Tag sagen alle Kinder“ aus „Zappelmann, du bist dran“ von R. Gros wiederholen.

2. Eins, zwei - Polizei.

Drei, vier - Offizier.

Fünf, sechs - alte Hex.

Sieben, acht - Gute Nacht!

Die Zahlen übersetzen.

3. Reime wiederholen.

II. Wiederholung

1. Bilder werden gezeigt:

Ist das ein Junge? Wie heißt er? Ist das eine Schildkröte? Wie heißt sie? Wer ist das? Wie heißt er (sie)?

2. Die Kinder machen einen Tanz und singen dabei:

Er ist er, sie ist sie.

Beide machen laut Musik.

Sie ist sie, er ist er,

kommen beide, beide her.

„Beide“ wird erklärt.

3. Spiel „Katze und Maus“.

4. Lied „Katz' und Maus“.

III. Turnübungen

Eins, zwei, drei und vier - lustig spiele ich Klavier.

IV. Neuer Stoff

Der Mann der Zerstreute kommt:

M.d.Z.: Auf Wiedersehen, Kinder!

K.: Guten Tag!

M.d.Z.: (in Russisch) Habt ihr meinen Beutel nicht gesehen? Ich habe ihn verloren

L.: Kinder, suchen wir im Raum. Vielleicht finden wir den Beutel.

K.: Hier ist der Beutel (in Russisch).

L.: Mann der Zerstreute, sage uns, was hast du im Beutel?

M.d.Z.: (in Russisch) Gut, ich sage es, aber nur in Deutsch, ich kann es russisch nicht sagen, ich verwechsle immer alles. (Packt aus. Hält eine Katze und sagt jetzt Deutsch.) Ich habe eine Maus. (Hält eine Schildkröte.) Ich habe eine Katze. (Hält eine Maus.) Ich habe eine Schildkröte.

L.: Ai, ai. Du hast wieder alles verwechselt. Sprich nach! Kinder, spricht auch nach, damit der Mann der Zerstreute gut hört.

Ich habe eine Katze. Ich habe eine Maus. Ich habe eine Schildkröte.

M.d.Z.: Bitte, bitte. Gute Nacht!

V. Festigung

1. Die Kinder lernen bis acht zählen.

2. Den Kindern werden Bilder mit Tierchen in unterschiedlicher Zahl ausgeteilt. Die Kinder zeigen dann ihr Bild und sagen dazu:

Ich habe zwei Katzen.

Ich habe drei Mäuse.

Ich habe vier Schildkröten.

3. Spiel. Die Lehrerin sagt: „Ich habe Mäuse.“

Die Kinder laufen schnell auf allen Vieren.

L.: Ich habe Schildkröten.

Die Kinder bewegen sich langsam.

L.: Ich habe Katzen.

Die Kinder gehen. Sie können sich auch aufrecht machen. Man kann auch andere Bewegungen einführen.

VI. Hausaufgabe: Eine Katze, Schildkröte oder Maus malen.

STUNDE 24

Lernziele: Das Sprachmodell „Ich habe einen...“ einführen. Den Monolog erweitern.

Ausrüstung: Wundersack mit Hund, Wolf, Drache, Elefant. Karten mit verschiedenen Tieren.

ABLAUF

I. Phonetische Übungen

1. Sie heißt Anna.

Er heißt Hans.

Wer heißt Heini?

Wer heißt Franz?

2. Ich habe eine Katze.

Sie macht kratz, kratz. (Mit Bewegungen begleiten.)

II. Wiederholung

1. Nach den gemalten Bildern abfragen.

Hast du eine Katze? Wie heißt sie? Wer hat eine Maus? Wer hat keine Schildkröte?

2. Spiel „Katze und Maus“.

3. Lied „Katz' und Maus“.

III. Turnübungen

1. Eins, zwei - Polizei...

2. Eins, zwei, drei und vier -

lustig spiele ich Klavier.

IV. Neuer Stoff

„Wundersack“

L.: Wen habe ich hier? Ich habe einen Hund, einen Wolf, Drachen, Elefanten.

Die Kinder auf den unbestimmten Artikel „ein-“ aufmerksam machen.

V. Festigung

Spiel „Quartett“

Die Kinder bekommen Karten mit Tieren: Hunde, Elefanten, Katzen, Mäuse. Zu vier Karten mit dem gleichen Tier. Die Karten werden gemischt und ausgeteilt. Die Kinder ziehen die Karten beieinander. Jedes Kind muss ein Quartett bekommen, d.h. vier gleiche Tiere.

Wen hast du? Hast du Katzen oder Hunde? Hast du nur eine Katze? (Ich habe vier Katzen.)

VI. Hausaufgaben:

Einen Hund (Drachen, Elefanten) malen. Den Monolog üben.

Ich heiße... Ich bin ein Mädchen (ein Junge).

Ich bin klein. Ich bin 6 Jahre alt. Ich habe eine Katze. Die Katze ist lieb. Sie miaut. Sie macht kratz, kratz.

STUNDE 25

Lernziele: Auf die Frage „Wie viel...?“ antworten lehren. Die Kinder bis 10 zählen lehren. Die Imperativform von „zählen“ verstehen lehren.

Ausrüstung: Handpuppe Buratino. Bilder mit verschiedener Anzahl von Tieren (Katzen, Hunde, Elefanten, Wölfe usw.)

Wortschatz: wie viel, neun, zählen, zehn

ABLAUF

I. Phonetische Übungen

1. Das Lied „Ich habe einen Hund...“

Ich habe einen Hund, er bellt wau, wau.

Ich habe eine Katze, sie macht kratz, kratz.

Ich habe einen Hund und eine Katze.

Das Wort „bellen“ erklären.

2. „Ajbolit“.

3. „Drachen“.

II. Wiederholung

Unterhaltung anhand der genannten Bilder. Buratino stellt Fragen:

Hast du einen Hund? Wer hat keinen Hund? Wer ist das? Wie heißt er? Wie ist sie?

Die Kinder erzählen den Monolog, zeigen das gemalte Bild und erzählen von den Tieren.

III. Turnübungen

1. Eins, zwei, drei, vier - alle, alle turnen wir. (Übersetzen.)

2. Eins, zwei - Polizei...

IV. Neuer Stoff

1. L.: Heute zählen wir. Ich zähle: 1,2,3,4,5,6,7,8,9,10. Zählen wir alle zusammen. Zählst du N.?

N.: Ja, ich zähle.

L.: Zählst du M.?

M.: Ja, ich zähle.

L.: Wer zählt? T., zähle! N. und M., zählt! Wie viel Katzen sind das? Wie viel Hunde sind das?

2. Die Kinder zeigen selbst Bilder mit Tieren (oder Spielsachen) und fragen: Wie viel Drachen sind das? usw.

V. Festigung

1. Spiel „Quartett“.

2. Spiel „Ajbolit“.

„Wir wollen zählen Ajbolit wählen.“

3. Abzählreim: Eins, zwei, drei - du bist frei.

STUNDE 26

Lernziele: Substantive im Plural üben. Die Frage „Wen hast du?“ stellen lehren.

Ausrüstung: Bilder mit verschiedener Zahl von Tieren. Handpuppe Malwina.

Wortschatz: turnen, alle

ABLAUF

I. Phonetische Übungen

Das Lied „Ich habe einen Hund...“

II. Wiederholung

Es klopft.

L.: Herein. Da kommt Malwina. Sie hat viele Bilder.

M.: Guten Tag! Kinder, seht, ich habe viele, viele Tiere (Übersetzung). Wollt ihr auch Tiere haben? (Teilt den Kindern die Bilder aus.)

Malwina stellt Fragen: Wer ist das? Zähle die Hunde (Mäuse, Elefanten, Drachen)! Wie viel Elefanten sind das? Wie viel Mäuse sind das?

III. Turnübungen

Eins, zwei, drei, vier - alle, alle turnen wir.

IV. Neuer Stoff

L.: Turnt S.? - Ja, S. turnt. S. turnt „1, 2, 3, 4“ (zeigt Turnübungen). Turnt T.? - Nein, T. turnt nicht. T., turne? T. turnt. Kinder, turnt alle!

Die Kinder wiederholen den Reim im Chor: „1, 2, 3, 4 - alle, alle turnen wir.“

L.: (Wendet sich an die Handpuppe Malwina.) Malwina, was machst du? Turnst du?

M.: Ja, ich turne.

L.: Malwina, frage jetzt die Kinder, ob sie turnen.

M.: T., turnst du?

T.: Ja, ich turne. Usw.

Die Bilder werden vermischt und wieder ausgeteilt.

M.: Wen hast du? Hast du einen Dra-chen? Und wen hast du?

K.: Ich habe vier Hunde. Ich habe zwei Elefanten usw.

V. Festigung

1. Spiel „Ajbolit“

2. Spiel „Die Katze kommt“

Jede Maus (die Kinder) hat ihr „Häuschen“. (Stühlchen stehen im Kreis. Der Kreis ist breit.)

Die Mäuse sind zu Hause, die Katze „schläft“ im Kreis. Die Mäuse gehen spazieren. Der Lehrer gibt ein Zeichen und sagt: „Die Katze kommt.“

Alle Mäuse verstecken sich in den Häuschen (setzen sich auf ihre Stühlchen). Die Katze muss fangen.

L.: Wie viel Katzen sind das? Wieviel Mäuse sind das?

Die gefangenen Mäuse sind jetzt Katzen. Das Spiel wird wiederholt. Der Lehrer nimmt ein oder mehrere Stühlchen weg. Die Mäuse, die keine „Häuschen“ haben, werden auch zu Katzen.

Wenn alle wieder in ihren Häuschen sind, fragt der Lehrer: Wie viel Katzen sind das? Wie viel Mäuse sind das?

Das Spiel endet, wenn es keine Mäuse mehr gibt.

3. Lieder, Reime wiederholen.

STUNDE 27

Lernziele: Das Sprachmodell „Ich habe ein...“ einführen. Den Monolog erweitern.

Ausrüstung: Karten und Bilder.

ABLAUF

I. Phonetische Übungen

1. Zungengymnastik

2. Lied „Ich habe einen Hund...“

II. Wiederholung

Kartenspiel. Die Lehrerin hält einen Satz Karten (Bilder). Die Kinder ziehen die Karten und sagen wen sie haben.

L.: Wen hast du?

Dann fragen die Kinder einander (Kettenspiel).

A.: Wen hast du?

B.: Ich habe einen Hund. Und wen hast du?

A.: Ich habe zwei Katzen. Usw.

III. Turnübungen

1. Eins, zwei, drei, vier - alle, alle turnen wir.

2. Andere Turnübungen.

IV. Neuer Stoff

L.: Ich habe hier noch zwei Karten. Ich habe ein Mädchen. Ich habe ein Kind.

Bilder mit Mädchen und Kindern werden ausgeteilt.

L.: Wen hast du? Hast du ein Mädchen? Wie heißt es? Wie ist es? (nett, lieb...) Hast du ein Kind? Wie viel Kinder hast du? Wie viel Mädchen hast du?

V. Festigung

1. Spiel „Quartett“. Es kommen Karten mit Kindern und Mädchen hinzu.

2. Spiel „Die Katze kommt“.

STUNDE 28

Wiederholung

Lernziele: Unterscheiden lehren: Ich habe eine, ein, einen ...

Ausrüstung: Tabelle, wo die Substantive nach dem Geschlecht eingeordnet sind. Ein Karton und Bilder.



ABLAUF

1. Phonetische Übungen

II. Wiederholung

Die Lehrerin erklärt den Kindern, wann man „Ich habe eine... Ich habe einen... Ich habe ein...“ gebraucht.

Da kommt Nesnajka. Er hat ein Karton mit einem Loch. Er erklärt, dass er seinen Kopf nicht hineinstecken kann und nicht sehen kann, was drin ist.

Die Kinder sollen ihm helfen. Die Kinder holen aus dem Karton mit der Hand Bilder heraus.

N.: Wen hast du?

K.: Ich habe einen (ein, eine) ...

Arbeit am Monolog

1) Das ist eine Katze. Sie ist klein. Sie heißt... Sie miaut.

2) Ich heiße ... Ich bin ein Junge. Ich bin groß. Ich bin sechs Jahre alt. Ich habe einen Hund. Er bellt.

STUNDE 29

Lernziele: Die Sprachmodelle „Das ist auch...“ einführen.

Ausrüstung: Bilder: Katze, Hund, Maus, Handpuppe Nesnajka.

Wortschatz: auch

ABLAUF:

I. Phonetische Übungen

1. Zungengymnastik

2. Die Tonfolge „Ich habe einen Hund...“ wiederholen

3. Kling-ling, kling-ling, klinge-linge-ling.

II. Wiederholung:

Nesnajka stellt Fragen zu den Bildern: Was macht die Katze? (kratzt, miaut) Was macht der Hund? (bellt) Was macht die Maus? (kratzt) Kratzt die Schildkröte? Bellt die Schildkröte? Miaut die Maus? (der Drachen, der Elefant, der Wolf usw.)

III. Entspannungsspiel.

Aus dem Buch „Spiele und Lieder für die Vorschulziehung“ von A. Hartung, L. Schufenhauer, G.M. Fenske.

Die Kinder gehen im Kreis. Ein Kind geht in entgegengesetzter Richtung außen herum. Bei „Du musst mit“ tippt es ein Kind an, das ihm folgt.

Kling-ling-ling, die Post ist da.

Kling-ling-ling, aus Afrika.

Kling-ling-ling, noch einen Schritt.

Kling-ling-ling, und du musst mit.

IV. Neuer Stoff

Die Lehrerin zeigt Bilder.

Das ist eine Katze Das ist auch eine Katze.

Das ist ein Hund. Das ist auch ein Hund.

Ist das eine Katze? Ist das auch eine Katze?

Wer ist das? Das ist eine Schildkröte. Und wer ist das? Das ist auch eine Schildkröte.

Das sind Katzen. Sie kratzen.

Das sind Mäuse. Sie kratzen auch.

Bellen die Hunde? Bellen die Wölfe auch?

V. Spiele

1. Es kommt Bummi. Die Kinder spielen mit ihm „Katze und Maus“ und „Die Katze kommt“.

2. Erweiterung des Monologs: Ich habe einen Hund. Er bellt. Ich habe keine Angst.

3. Die Kinder zeigen Bummi wie sie zählen können. Bummi schätzt ein und schenkt den Kindern kleine Souvenirs.

(Fortsetzung folgt)

Swetlana DEMKINA

Puppen, die schmücken und lecker duften

Erwachsene assoziieren die Spielsachen mehr mit Kindern. Es gibt aber Leute, die sich ihr ganzes Leben lang von Puppen und Kuscheltieren nicht trennen. Eine davon ist Anastassija Jushakowa aus Podsosnowo des Deutschen nationalen Rayons. Für sie wurden diese Spielsachen zu einem Hobby. Sie begeistert sich für Spielsachen aus grundierten Textilwaren, die sie selbst näht und ausmalte. Derzeit sind Anastassijas Puppen nicht nur im Deutschen Rayon, sondern auch weit über seine Grenzen bekannt.

Anastassija Jushakowa (geborene Ditz) hatte schon in der Kindheit eine unüberwindliche Neigung zur Handarbeit. Sie nähte und bastelte gern aus Plastilin und aus Teig. Mit Vergnügen nähte sie Kleidung zuerst für Puppen. Später machte sie meisterhaft neue Kleider aus Mutters alter Kleidung. Die Kindheit verbrachte Anastassija im Dorf Ustjanka (Rayon Burla), wo sie 1985 in einer deutschen Familie geboren wurde. Ihr Vater arbeitete als Maschinist und die Mutter als Melkerin. Später übersiedelte die Familie Ditz ins Dorf Werchkatunjskoje des Rayons Bisk. Hier beendete Anastassija die Schule und machte später Bekanntschaft mit ihrem zukünftigen Mann Arkadij Jushakow. 2016 zog die Familie Jushakow nach Podsosnowo um, wo das Familienoberhaupt an der Spitze der hiesigen Bierbrauerei stand.

Hier in Podsosnowo begeisterte sich Anastassija für Spielsachen aus grundierten Textilwaren. Alles begann mit einem Kuschelhasen, den Anastassija mit ihrer kleinen Tochter Arischa (jetzt sechs Jahre alt) im Internet sahen. „Nach diesem Hasen bekam ich Lust, noch andere Puppen und Kuscheltiere aus grundiertem Textil zu nähen“, berichtet Anastassija Jushakowa.



Anastassija Jushakowa.

Die Gestalt jeder ihrer Schöpfung entsteht vorerst auf Papier als grafische Skizze. Dann näht sie das Spielzeug aus weißem Nessel und füllt dieses mit einem synthetischen Werkstoff aus. Weiter muss man eine besondere Lösung herstellen, mit welcher die Spielsachen dann grundiert werden. Das Rezept dieser Lösung beinhaltet neben anderen Zutaten auch Vanille und Kaffee. So kann man Anastassijas Puppen leicht nach diesem Duft von Vanille und Kaffee erkennen. Die letzte Etappe ist das Ausmalen. Mit Acrylfarbstoffen belebt Anastassija ihre Spielzeuge. Jedes bekommt ihr eigenartiges Äußeres und unterschiedliche Laune.

Anastassijas Puppen, Kätzchen, Hündchen und viele andere Kuscheltiere sind alle



Spielzeuge der Puppenmeisterin.

einzigartig. „Jedes Spielzeug hat seinen eigenen Charakter, wie die Menschen“, so die Puppenmeisterin.

Mit solchen Spielsachen kann man das Interieur zu Hause schmücken. Diese können als ein originelles Geschenk und sogar als Weihnachtsschmuck verwendet werden. In Anastassijas Familie beispielsweise gibt es schon lange keine Weihnachtsdekorationen aus Plastik oder Glas. Den Tannenbaum schmücken Jushakows mit Anastassijas Spielsachen aus grundierten Textilwaren. „Das ist schön, ungewöhnlich und gefahrlos für Kinder“, fügt die Mutter hinzu.

Ihre Puppen schenkt Anastassija ihren Freunden und Verwandten mit dem gleichen Vergnügen, mit welchem sie diese näht. Aber mit der Zeit wurden ihre Handerzeugnisse

nicht nur im Kreise der Familie oder Freunde bekannt. Oft stellt Anastassija diese Textilpuppen in Veranstaltungen des Dorfes und Rayons vor, leitet Meisterklassen für das Basteln von Spielsachen.

Schon vier Jahre sind ihre Spielsachen in Bisk in der Galerie der Autorenwerke „Altai-TalentBisk“ neben den Handwerkzeugen vieler anderen Handwerker der Altairregion ausgestellt. Traditionell veranstaltet man in dieser Galerie die Weihnachtsausstellung „Dekabrik“, so benannt nach einer von Anastassija gebastelten Puppe. Und noch mehr, schon drei Jahre wird diese Ausstellung von Anastassijas Spielzeugen eingeleitet.

Dekabrik nähte Anastassija vor mehreren Jahren kurz vor Weihnachten. So nannte sie einen Puppenjunge in Winterkleidung und in der Mütze Uschanka. Jetzt ist Dekabrik zu einem Symbol der Ausstellung in Bisk geworden.

„In meiner Familie sind alle kreativ. Noch mein Vater, obwohl er sich das ganze Leben mit körperlicher Arbeit beschäftigte, malte in der Jugend gut. Ich wuchs unter fünf Geschwistern auf, die alle Vaters Neigung zum Malen erbten“, spricht Anastassija weiter. Ihr Mann wie ihr Sohn Arkadij malen auch sehr gut. Der 15-jährige Arkadij beschäftigt sich mit Malen auch in der Kunstschule. Und was die Tochter Arischa betrifft, so führt sie ab vier Jahren sicher und geschickt die Nadel und näht gern.

Jeder Mensch soll, wie Anastassija Jushakowa sagt, eine Lieblingsbeschäftigung haben. Auf die Frage, warum sie sich eigentlich für Spielsachen aus grundiertem Textil begeisterte, antwortete sie überzeugt: „Ich mag die Welt schöner machen. Die Spielsachen machen die Welt lustiger und bunter, bringen Freude und riechen auch wie eigentlich meine Puppen lecker.“

Fotos: Privatarchiv

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

Pfingsten in Deutschland

In Deutschland gehört Pfingsten zu den Festen mit einem zusätzlichen Feiertag. Im Gegensatz zu Ostern oder Weihnachten gibt es aber nur wenige Bräuche. Erfahren Sie mehr über das Pfingstfest, seine Bedeutung und seine Wurzeln. 50 Tage nach Ostern - zum Pfingstfest - erinnern sich Christen daran, dass der von Jesus versprochene Heilige Geist auf die Erde gekommen ist. Weil Pfingsten fest in der christlichen Tradition Deutschlands verwurzelt ist, ist auch der Pfingstmontag ein Feiertag, an dem die Geschäfte geschlossen sind.

PFINGSTEN: BIBLISCHER HINTERGRUND

Pfingsten geht zurück auf einen Bericht im Neuen Testament. In Jerusalem, einem kulturellen Zentrum des römischen Reiches, trafen sich viele Menschen, um gemeinsam ein Fest zu feiern. Die Freunde von Jesus hatten sich in einem Haus versammelt, als etwas Seltsames und Wunderbares geschah. Die Bibel berichtet:

„Plötzlich hörte man ein mächtiges Rauschen, wie wenn ein Sturm vom Himmel herabweht. Das Rauschen erfüllte das ganze Haus, in dem die Jünger waren. Dann sah man etwas wie Feuer, das sich zerteilte, und auf jeden von ihnen ließ sich eine Flammenzunge nieder. Alle wurde vom Geist Gottes erfüllt und begannen in verschiedenen Sprachen zu reden, jeder wie es ihm der Geist Gottes eingab.“ (Apostelgeschichte 2, 2-4) Und die vielen Menschen, die nach Jerusalem gekommen waren, waren sehr erstaunt und riefen: „Die Leute, die da reden, sind doch alle aus Galiläa! Wie kommt es, dass wir sie in unserer Muttersprache reden hören?“ (Apg. 2, 6-8)

BOTSCHAFT VON JESUS IN ALLE WELT

Zu Pfingsten erhielten die Christen den Heiligen Geist. Das bedeutet: Gott lebt in ihnen. Die kleine ängstliche Gruppe von Jüngern sprach plötzlich in verschiedenen Sprachen von Gottes großen Taten. Von nun an sollten alle Menschen auf der Welt von der großen Liebe Gottes hören. Schnell sprach sich diese gute Nachricht herum. Viele Menschen kehrten ihrem alten Leben den Rücken. Bei Gott konnten sie ihre Schuld loswerden. Sie wollten nun ein neues Leben anfangen. Regelmäßig kamen sie zusammen, um mehr über Jesus zu lernen. Sie feierten miteinander und waren wie eine große Familie. Pfingsten war somit der Ge-



burtstag der weltweiten christlichen Gemeinde oder Kirche. Diese bestand von Anfang an aus Menschen unterschiedlicher Herkunft.

PFINGSTEN HEUTE

Seit dem dritten Jahrhundert wird das Pfingstfest gefeiert. Immer am fünfzigsten Tag nach Ostern. Fünfzig heißt im Griechischen „pentecoste“, und von daher leitet sich der Name „Pfingsten“ ab. In Deutschland ist Pfingsten ein „doppelter“ Feiertag. Es gibt den Pfingstsonntag und den Pfingstmontag. An diesen Tagen finden oft Gottesdienste im Freien statt. Man trifft sich in der Natur, denn der Sommer kommt immer näher.

Im Gegensatz zu Weihnachten und Ostern gibt es zum Pfingstfest nur wenige Bräuche: Kirchen werden mit jungem Birkengrün geschmückt. Oft geht man auf Pfingstwanderungen, und in manchen Gegenden Deutschlands werden Pfingstfeuer entzündet. Im dörflichen Leben führte man zu Pfingsten erstmals das Vieh auf die Weide oder trieb es auf die Wiesen. Dabei gibt es oft einen „Pfingstochsen“. Dies war ein bunt geschmückter Ochse, der die Rinderherde bergauf führte. Manche der alten Bräuche gibt es in der heutigen Zeit nicht mehr oder nur noch selten.

Als Fest des Heiligen Geistes ist es auch ein Fest der Hoffnung und der Freude. Und beides können wir auch heute in unserer Welt gut gebrauchen!

Nach deutschland-begleiter.de

... in Russland

Pfingsten russisch-orthodox ist kein gesetzlicher Feiertag. Doch immer mehr Menschen in Russland feiern in letzter Zeit dieses christliche Fest. Pfingsten wird am fünfzigsten Tag nach Ostern gefeiert und gehört zu den beliebtesten Feiertagen des russischen Volkes. In diesem Jahr fällt der Pfingstsonntag auf den 8. Juni.

Zwei Tage vor Pfingsten, am 7. Donnerstag nach Ostern, wurde der Semik (von sem -sieben) gefeiert. Das Symbol des fast überall nur von den Jungfrauen begangenen Feiertags war die junge Birke. Sie verkörperte in sich die Kraft der erwachenden Erde, Gesundheit und Wohlstand für Mensch und Vieh. Am Fastenmittwoch vor Pfingsten gingen sieben- bis zwölfjährige Mädchen Birken schmücken. Die Häuser wurden außen und innen mit Birkenzweigen geschmückt, ebenso die Ikonen, Spiegel und Fenster. Auf lange Baumwollfäden wurden Stoffetzen aufgefädelt, neue Bekleidung wurde bereit gelegt. Am Morgen des Semiks wurden Spiegeleier, das Symbol der heißen Sommersonne, gebraten. Die Kinder zogen in den Wald, um eine Birke mit Feldblumen zu schmücken. Ihre Zweige wurden verflochten, bunte Bänder, Perlen, Tücher wurden aufgehängt. Mitunter wurden ihr auch Mädchenkleider angezogen. Unter der Birke wurde getanzt und gegessen. Den ersten Löffel jeder Speise bekam die Birke.

Am Samstag vor Pfingsten besuchen viele Menschen die Gräber ihrer Angehörigen.

Für den Pfingstsonntag wurden Haus und Kirche mit einem dicken Teppich aus Gras und Blumen be-

streut. Sie symbolisieren das Leben. Überall standen Birken. Man besuchte die Kirche mit Blumen. Nach dem feierlichen Gottesdienst gingen die Jugendlichen in den Wald, um die geschmückte Birke zu holen, wiederum mit Gesängen, Picknick und Tanz. Die Birke wurde danach durch das Dorf getragen. Am Ende des Festes wurde die Birke abgeschmückt und in den Teich geworfen. So konnte die Birke all ihre Kraft weitergeben. Manchmal wurde versucht, die Zukunft aus den Birkenzweigen, die ebenfalls ins Wasser geworfen wurden, zu lesen. Wessen Zweig ans Ufer schwamm, der blieb allein, verflochten sich zwei Zweige, hieß es, man heiratet bald. Ein untergetauchter Zweig symbolisierte den Tod.

Auch wenn viele der alten Traditionen und Spiele heute verloren gegangen sind, lohnt es sich zumindest am Pfingstsonntag eine russische Kirche zu besuchen. Die Gläubigen nehmen nach dem Gottesdienst ein wenig Gras, Kräuter und Blumen in einem Säckchen mit nach Hause, das soll Glück und Wohlstand bringen.

Was muss man an diesem Tag vornehmen und was ist verboten? Am Pfingstfest ist es üblich, Gäste in das Haus einzuladen und sie mit verschiedenen Speisen zu bewirten. Auf dem Tisch sollen unbedingt allerlei Kräuter sein. Es gibt auch einige Verbote. An diesem Tag verzichten die Gläubigen auf das Schwimmen in offenen Gewässern. In alten Zeiten hieß es, mythische Untertanen können dich auf den Grund ziehen. Das wird heute nicht mehr als ein Aberglaube gesehen, auch von der orthodoxen Kirche.

Nach MoskultInfo

BRAUCHTUM

Vorbereitet von Erna BERG

Los geht's in die Ferien!

Hallo Kinder! Ihr habt alle tüchtig das Lehrjahr über gearbeitet und seid müde, nicht? Zum Glück sind die Ferien sowieso schon da. In manchen Ländern sind längst Schulferien. Andere Länder müssen noch ein paar Wochen darauf warten. Keine Sorge, jeder von euch kommt dran. Schließlich habt ihr euch doch das ganze Schuljahr geplagt. Darum gibt es Ferien. Zur Belohnung? Nein, zur Erholung! Damit man hinterher wieder ausgeruht und fit ist. Und wann erholt man sich am besten? Die meisten Leute meinen: Dann, wenn sie möglichst weit von Zuhause wegfahren. Wie meint ihr, stimmt das? Wir freuen uns schon auf eure Briefe über die tollen Ferientage!

Eure Kinderecke-Redaktion

Kofferpacken

In den Ferien bleibt die Schultasche zu Hause. Sie wird mit dem Koffer vertauscht. Aber nur von dem, der auf Reisen geht. Was eingepackt wird? Das, was jeder für seine Ferien braucht. Wer auf einen Berg steigen will, muss keine Taucherbrille einpacken. Wer an einen See oder gar ans Meer fährt, braucht keine festen Bergschuhe. Aber eine Sonnencreme, die brauchen Wassermänner, Badenixen und Bergsteiger. Jeder hat einen anderen Ferientraum. Es ist gar nicht so einfach, sich seine Ferienträume zu erfüllen. Oder doch? Wie ist es bei dir? Etwa auch so wie in der nächsten Geschichte? Lies mal...

Tolle Ferien

Weiß leuchten die Felsen in der Mittagssonne. Die Luft flimmert vor Hitze. Die Wellen rollen über die glitzernden Kiesel.

„Ich geh' schon mal kurz ans Wasser!“, ruft Jessica.

„Aber zieh dir Schuhe an!“, sagt die Mutter. „Der Sand ist so heiß, du kannst nicht barfuß laufen. Und creme dich ordentlich ein!“

Jessica stapft über den heißen Sand. „Kaum zu fassen!“, denkt sie. „Vor sechs Stunden standen wir noch im Nieselregen auf dem Hamburger Flughafen. Dass wir noch einen Platz im Flugzeug bekommen haben! In letzter Minute! Mirjam und Daniela und Michael werden schön gucken, wenn ich ihnen alles erzähle!“

Jessica setzt sich auf den großen warmen Stein unter der Schirmpinie. Mit den Zehen malt sie Kreise in den Sand, zwei Kreise, drei

Kreise... Vom Strand klingen die fröhlichen Stimmen der anderen Feriengäste herüber. „Wenn ich doch bloß jemanden zum Spielen hätte!“, denkt sie. „Daniela oder wenigstens den langweiligen Olli.“

Plumps - da rollt ihr ein dicker Pinienzapfen vor die Füße. Plumps - noch ein zweiter.

Jessica guckt hoch. Ein dunkler Lockenkopf taucht zwischen den Stämmen auf. Ein braungebrannter Junge schlendert den Sandweg hinunter. „He buenos dias!“, ruft er. „Guten Tag, ich bin Pedro. Du bist bestimmt heute erst gekommen. Weiß wie Käse siehst du aus!“

Jessica springt auf. „Du kannst aber gut Deutsch!“, ruft sie.

„Ich wohne ja auch in Deutschland“, sagt Pedro. „Mein Vater arbeitet in einer großen Autofirma. Ich bin hier mit meinen Geschwistern im Urlaub bei den Großeltern zu Besuch. Guck mal, da oben wohnen wir. Wenn du willst, zeig' ich dir alles!“

Jessica schaut hoch zu den knorrigen Olivenbäumen. Dort leuchtet ein flaches, weißgekalktes Haus in der Mittagssonne.

„Muscheln kann ich dir auch zeigen und bunte Fische. Gestern hab' ich sogar eine Flaschenpost an Land gezogen! Ich borg' dir meine Taucherbrille, damit kannst du wunderbar unter Wasser gucken!“, schlägt Pedro vor.

„Du, ich hab' selbst einen neuen Schnorchel und eine bunte Luftmatratze mit!“, ruft Jessica. „Warte, ich hol' alles!“

Schnell läuft sie zu ihrem Ferienhäuschen zurück. „Ich glaub', das werden tolle Ferien!“, denkt sie.

Aus „Mein allerliebstes Ferienbuch

Eri

Märchen

Vor vielen Jahren lebten Drillinge Eri, Rudi und Juri. Sie hatten einander sehr lieb und waren unzertrennlich.

Einmal aber trug es sich zu, dass die Kinder, als sie eben zur neueröffneten Schule gingen, plötzlich von einem mächtigen Windsturm überrascht wurden. Im Nu wirbelte er Staub, Sand und dürre Blätter auf, riss Dachplanen, ja sogar Menschen und Tiere mit sich fort. „Hü-ü!“, tobte der Sturm die Straße entlang. „Ich will euch zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!“

„Das ist die böse Windsbraut!“, riefen die Leute und stobten auseinander, um Zuflucht zu suchen. Auch Eri war plötzlich verschwunden. Rudi und Juri klammerten sich an einer Laternenstange fest und riefen in den tobenden Wirbel hinein: „Eri!“. Sie wiederholten den Ruf noch und noch einmal, aber vergebens.

Als sich der Wind gelegt hatte, gingen viele Leute die umliegenden Felder und Wälder absuchen - das Mädchen war nicht zu finden.

Juri und Rudi konnten sich damit nicht zufriedengeben. Sie packten ihre Rucksäcke und machten sich auf die Suche. Drei Tage und drei Nächte haben die Kinder in einem dichten Wald herumgeirrt und erreichten einen rätselhaften Fluss, der ihnen zuflüsterte:

„Bei mir hat die Windsbraut ein Mädchen versteckt, mein Flussbett mit Steinen und Stacheln bedeckt...“

„Das ist unser Schwesterchen!“, riefen beide zugleich begeistert aus.

„Was tun?“, fragte Juri aufgeregt.

„Suchen, Brüderchen, suchen!“, antwortete Rudi.

Und da erblickten sie in der Mitte des Stromes etwas Hellblaues schwimmen.

„Was kann das sein?“, rästelten die Kinder. „Ist das nicht das blaue Lieblingstuch von Eri?“

„Ja, das ist es“, hörten sie plötzlich die Wellen plätschern. „Euer Schwesterchen befindet sich auf meiner Insel, dort wo die Wasser breit und tief sind, wo Menschen und Tiere ertrinken können.“



Da warf sich Rudi kurz entschlossen in die schäumenden Wellen und brachte das blaue Tuch ans Land. „Schau mal, Juri“, sagte er froh, „den schmalen Saum des Tuches hat unsere Eri selbst eingefasst, das ist also wirklich ihr Lieblingstuch!“

Hastig nahm er seinen schwächeren Bruder bei der Hand und eilte mit ihm dahin, wo der Fluss breit und tief war. Zum Glück trafen sie am Flussufer hilfsbereite Holzfäller. „Helft uns bitte ein kleines Floß bauen. Wir wollen auf die Insel zu unserem Schwesterchen, das uns die böse Windsbraut geraubt und dort versteckt hat“, baten die Kinder. Ihre Bitte war bald erfüllt. Und schon umspielten die blauen Wellen das Flößchen der kühnen Jungen. Aber, o weh! „Liegt da am anderen Ufer nicht ein Untier?“, schrien sie erschrocken auf.

„Mein Rachen verschlingt euch sofort, wenn ihr grölt... Verschwindet, schon sind die Sekunden gezählt...“

Da sandte der gute Fluss eine mächtige Welle, die das Untier in seine Tiefe forttrug. Die Jungen verneigten sich dankbar vor dem mächtigen Strom und betraten eine herrliche Wiese, die den Brüdern voll Freude entgegenrief:

„Seht nur, da kommt in Blumen einher das Schwesterchen Eri und weint schon nicht mehr...“

Das Wiedersehen der Geschwister war sehr herzlich und alles ringsum freute sich mit.

Heinrich SCHNEIDER
Aus dem ZfD-Archiv

Bearbeitet von Maria ALEXENKO

„Wunderkinder“ des Altai

Liebe Freunde! Heute führen wir die Publikation der zum einzigartigen Wettbewerb „Wunderkind“ zugeschickten Essays weiter. Dieses Preisausschreiben wurde vom Rat der Zentrumsleiter des Altai sowie der regionalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai mit Hilfe des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur ins Leben gerufen und durchgeführt. Heute bringen wir nachfolgend den Bericht von Violetta Varfolomeeva aus dem Dorf Podsosnowo, die als Drittbeste in der Unternominierung „Meine Familie“ anerkannt wurde. Heute bekommt ihr auch die Möglichkeit, noch zwei Essays der jungen Wunderkinder, Artjom Gossen und Kristina Kobtschenko, zu lesen. Alle kommen aus dem Deutschen nationalen Rayon. Na, los! Viel Spaß beim Lesen!

Ihre ZfD-Redaktion

„Glücklich ist derjenige, der zu Hause glücklich ist“

Der große Schriftsteller Leo Tolstoi sagte: „Glücklich ist derjenige, der zu Hause glücklich ist“. Der Autor dieser Worte war sich sicher, dass der Mensch glücklich ist, wenn er in der Familie glücklich ist. Ist es auch wirklich so? Es ist eine gute Frage. Ich meine, ja. Meine Oma sagt, dass „im Haus auch die Wände helfen“. Das Haus, die Familie - was für wunderbare Worte!

Ich habe eine kleine, aber sehr freundliche Familie. Meine Familie besteht aus meinen Eltern und meiner älteren Schwester Lisa. Ich bin Schülerin der 3. Klasse. In unserer Familie lieben sich alle. Wir, Kinder, verstehen uns gut mit unseren Eltern. Sie helfen uns immer. Außerdem verbringen wir viel Zeit zusammen. Wir sind Russland-deutsche. Mein Urgroßvater Jakob Stieben

wurde an der Wolga geboren, und von einer Generation zur anderen werden die Traditionen der deutschen Kultur übertragen. Zu Weihnachten kommen zu uns der Ruprecht und das Christkind, zu Ostern - der Osterhase. Sehr oft gehen wir zu Oma Katja und Opa Wolodja zum Sonntagsmittagessen. Wir wissen bestimmt, dass Oma sicher etwas Leckeres kochen wird, und zwar deutsche Gerichte: Nudelsuppe, Strudel, Schnittsuppe mit Kreppel. Ich liebe meine Familie! Ich bin ein glückliches Kind, weil ich zu Hause glücklich bin, in meiner Familie!

Im Gegensatz zu unserer Familie gibt es Familien, in denen es oft Skandale und Lärm gibt. Leider herrschen nicht in allen Familien Liebe und Freundlichkeit. In einer solchen Familie kann ein Mensch kaum glücklich sein.

So kann man schlussfolgern, dass die Familie für ein glückliches Leben sehr wichtig

ist. Es ist das Haus, das einem Menschen hilft zu verstehen, dass jemand ihn braucht und immer auf jemanden wartet. Nicht umsonst wird gesagt: „Glücklich ist derjenige, der zu Hause glücklich ist.“

Zum Schluss möchte ich allen Kindern Liebe, Freundlichkeit und Wärme wünschen.

Violetta VARFOLOMEEVA,
Podsosnowo, DNR

Meine Familie und mein Traum

Ich wohne in einem kleinen Dorf. Mein Dorf heißt Kussak. Mit meiner Familie haben wir einen gemeinsamen Traum. Wir möchten nach Deutschland fahren.

Meine Familie besteht aus vier Personen: Das sind meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich. Meine Mutter heißt Natalia Nikolajewna, sie ist 36 Jahre alt. Meine Mutter ist groß von Wuchs, sie hat braune Haare, ein rundes Gesicht, sehr helle Augen, volle Lippen und eine schöne Nase. Sie hat eine schlanke Gestalt und trägt gewöhnlich Kleider. Sie arbeitet im Krankenhaus. Sie ist immer lustig und hilfsbereit. Meine Mutter ist gutherzig und liebt uns sehr. Ihr Hobby ist Auto fahren.

Mein Vater heißt Viktor Iwanowitsch, er ist 39 Jahre alt. Mein Vater ist schlank, hat schon graue Haare und trägt eine Brille. Er ist Fahrer. Er weiß sehr viel. Es ist sehr in-

teressant, sich mit ihm zu unterhalten. Er ist hilfsbereit, klug und stark.

Mein Bruder heißt auch Viktor, er ist 20 Jahre alt. Er ist Student. Mein Bruder hat weiße Haare, helle Augen, eine gebogene Nase. Er sieht dem Vater ähnlich, ist aber viel größer, etwa zwei Meter. Viktor treibt gern Sport. Er ist ein guter Schläufer. Mein Bruder ist verliebt, er hat eine Freundin, die beiden sind schon zwei Jahre miteinander befreundet. Mein Bruder hat einen unabhängigen Charakter und löst seine Probleme selbst. Er arbeitet schon, um sein eigenes Geld zu verdienen.

Ich heiße Kristina, ich bin 11 Jahre alt. Ich gehe in die 4 Klasse. Meine Lieblingsfächer sind Deutsch und Mathe. Ich treibe auch gern Sport und besuche die Musikschule. Ich spiele Klavier.

Wir und unsere Eltern sind gute Freunde. Wir sind immer bereit, Hilfe zu leisten, wenn jemand Probleme hat. Wir verbringen oft das Wochenende zusammen. Im Sommer fahren wir in den Wald, sammeln Beeren und Pilze oder gehen zum Fluss. Wir baden alle sehr gern. Im Winter laufen wir Ski im Park, der nicht weit von unserem Haus liegt. In meiner Familie ist es gemütlich und ruhig. Ich fühle mich zu Hause glücklich.

Ich habe eine gute Nachricht. In diesem Sommer machen wir eine Reise nach Deutschland.

Hurra!!! Wir sind froh!!!

Kristina KOBCHENKO,
Kussak, DNR

WETTBEWERB

Z für DICH
ZEITUNGKarl-Marx-Straße, 144, Slawgorod,
Region Altai, 658820 Russland
Tel./Fax: 007\38568\52845,
e-mail: azfdi@ab.ru658820, Altaijskij kraj, g. Slawgorod, ul. K. Marksa, 144
Tel./Fax: 007\38568\52845, e-mail: azfdi@ab.ruChefredakteur: Henry ROHR, Redakteurin: Swetlana DEMKINA
Hauptredaktor: G. F. POOP, шеф-редактор: С. В. ДЕМКИНАГазета выходит один раз в месяц.
Заказ № 5999
Тираж 660 экз.Отпечатано в ООО «ИПП «Алтай»
(656043, Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105)
Подписной индекс: ПАО55. Свободная цена.С вопросами и пожеланиями по доставке газеты в Алтайском крае
обращаться в почтовые отделения.Свидетельство о регистрации СМИ ПИ № ФС 77 - 69111 от 14.03.2017 г.
выдано Федеральной службой по надзору в сфере связи,
информационных технологий и массовых коммуникаций.УЧРЕДИТЕЛИ: Управление связи и массовых коммуникаций Алтайского края
и краевого государственного унитарного предприятия газета «Алтайская правда».
Адрес редакции и издателя: 656049,
Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105
Тел./Факс: (3852) 35-31-44, e-mail: mail@ap22.ru